

1938.

Verzeichnis der Vorlesungen

an der

Staatl. Akademie zu Braunschweig

im Sommersemester 1928.



Mit einer Abhandlung von
Prof. D. Dr. Switalski, Braunschweig:

Deuten und Erkennen

Ein Beitrag zur Wissenschaftslehre



Braunschweig 1928

Druck der Ermländischen Zeitungs- und Verlagsdruckerei
(Ermländische Verlagsgesellschaft m. b. H.)

1938

6167

Rektor:
Professor Dr. Jedzink

Ehrenmitglied der Akademie:
Domdechant Dr. Wichert
Frauenburg

010682



Vorlesungen im Sommersemester 1928.

Theologische Fakultät.

Dr. Bernhard Poschmann, o. Professor. (Tel. 195.)

1. Dogmatik II (Schöpfungslehre): Dienstag bis Freitag von 8—9 Uhr.
2. Dogmatische Übungen: Freitag von 9—10 Uhr.
3. Apologetik II: Dienstag und Mittwoch von 9—10 Uhr.

Dr. Alphons Steinmann, o. Professor. (Tel. 188.)

1. Erklärung des Johannesevangeliums I: Montag von 11—12 Uhr, Donnerstag, Freitag und Sonnabend von 10—11 Uhr.
2. Erklärung der Bergpredigt: Montag von 17—18 Uhr.
3. Neutestamentliche Übungen (Die formgeschichtliche Methode): Freitag von 17—18 Uhr.

Dr. Paul Jedzink, o. Professor. (Tel. 295.)

1. Moraltheologie IV: Dienstag bis Donnerstag von 9—10 Uhr.
2. Caritaskunde II: Freitag von 11—12 Uhr.
3. Moraltheologische Übungen: Sonnabend von 9—10 Uhr.

Dr. Johannes B. Kissling, o. Professor.

1. Kirchengeschichte IV: Montag, Dienstag und Mittwoch von 10—11 Uhr.
2. Kirchenrecht: Montag von 9—10 Uhr und Dienstag von 17—18 Uhr.

D. Dr. Lorenz Dürr, o. Professor.

1. Einleitung in das alte Testament; Montag von 14—15 Uhr, Dienstag, Mittwoch und Donnerstag von 11—12 Uhr.
2. Hebräische Grammatik (für Anfänger): Montag von 15—16 Uhr und Donnerstag von 10—11 Uhr.
3. Alttestamentliches Seminar: Donnerstag von 17—18 Uhr.

Domherr Dr. Julius Marquardt, o. Honorarprofessor.

Wird nicht lesen.

Dr. Bernhard Gigalski, a. o. Professor.

1. Leben Jesu II: Montag und Freitag von 9—10 Uhr.
 2. Patrologie (Die grossen Kirchenväter): Sonnabend von 11—12 Uhr.
-

Philosophische Fakultät.

Dr. Franz Niedenzu, o. Professor, Geh. Reg.-Rat (von den amtlichen Verpflichtungen entbunden).

Wird nicht lesen.

D. Dr. Wladislaus Switalski, o. Professor. (Tel. 102).

1. Psychologie II (Differenziale und metaphysische Psychologie): Montag, Mittwoch und Freitag von 10—11 Uhr.
2. Logik I: Dienstag von 10—11 Uhr und Donnerstag von 9—10 Uhr.
3. Philosophische Übungen (im Anschluß an Thomas, Summa contra gentiles): Sonnabend von 10—11 Uhr.
4. Philosophie der Hochscholastik: in einer noch zu bestimmenden Stunde.

Dr. Bernhard Laum, o. Professor.

1. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Altertums: Mittwoch und Donnerstag von 8—9 Uhr.
2. Übungen über Aristoteles' Oeconomica: Dienstag von 8—10 Uhr.

Dr. Philipp Funk, o. Professor. (Tel. 34.)

- 1. Das Verhältnis von Religion und Kultur im Mittelalter: Dienstag, Mittwoch und Donnerstag von 11—12 Uhr.
- 2. Historische Übungen (aus der ermländischen Geschichte): in zwei noch zu bestimmenden Stunden.

Dr. med. et phil. Johannes Baron, o. Professor. (Tel. 60.)

1. Einführung in die Entwicklungsgeschichte der Wirbeltiere: Montag von 8—9 und 11—12 Uhr.
2. Öffentliche Vorlesung: Ausgewählte Kapitel aus der Anatomie und Physiologie der Leibesübungen: Montag von 18—19 Uhr.

Dr. Candidus Barzel. Studienrat, beauftragt mit der Pflege der Leibesübungen.

1. Praktische Leibesübungen Dienstag und Donnerstag von 15—16 Uhr.
2. Colloquium über neuere Literatur aus dem Gebiet der Leibesübungen: vierzehntägig in einer noch zu bestimmenden Stunde.

Preisaufgaben.

Für das Jahr 1928 werden folgende Aufgaben zur Preisbewerbung gestellt.

1. Von der Theologischen Fakultät:

Wie stehen Ambrosius, der Ambrosiaster und Hieronymus zu den von Augustinus bekämpften „*misericordes*“, die allen Gläubigen endgültig das Heil zusprechen wollten?

2. Von der Philosophischen Fakultät:

Was bieten die Rezesse der preußischen Ständetage an Quellenmaterial zur Geschichte Ermlands, insbesondere zur Feststellung der verfassungs-, rechts- und wirtschaftsgeschichtlichen Zusammenhänge des Stiftes Ermland mit dem Deutschordensstaat?

Die Bearbeitungen sind in üblicher Weise bis zum 1. Dezember 1928 dem Rektor einzureichen.

Verwaltungskörper. Wissenschaftliche Anstalten.

Kurator.

Der Oberpräsident der Provinz Ostpreußen Siehr.

Rektor und Senat.

Rektor: Professor Dr. Jedzink.

Sprechstunden im Rektorzimmer der Akademie werktätlich von 10 bis 11 Uhr. Tel. 360.



Senat: Rektor, Prorektor Professor D. Dr. Switalski und die beiden Dekane.

Weiterer Senat: Die ordentlichen Professoren.

Dekan der Theologischen Fakultät.

Professor Dr. Poschmann, Am Stadtpark 6.

Dekan der Philosophischen Fakultät.

Professor Dr. Funk, Austr. 17.

Akademiekasse.

Kassenkuratorium: Der Rektor,

Professor D. Dr. Dürr.

Professor Dr. Laum.

Kassenführer: Professor Dr. Gigalski.

Gebührenausschuß.

1. Der Rektor.

2. Der Dekan der Theologischen Fakultät.

3. Der Dekan der Philosophischen Fakultät.

4. Als Vertrauensmann der Studierenden: Prof. D. Dr. Switalski.

Theologisches Seminar.

Abteilungen für alttestamentliche Exegese, neutestamentliche Exegese, Kirchengeschichte, Dogmatik und Moral.

Direktor: Professor D. Dr. Dürr.

Seminar der Philosophischen Fakultät: Historische Abteilung.

Leiter: Professor Dr. Funk.

Institut für Leibesübungen.

Leiter: Der akadem. Turn- u. Sportlehrer, Studienrat Dr. Barzel.
Verwaltungsaufsicht: Professor Dr. med. et phil. Baron, zugleich mit der ärztlichen Überwachung der Studierenden beauftragt.

Naturwissenschaftliches Kabinett.

Vorsteher: Professor Dr. med. et phil. Baron.

Archäologische Sammlung.

Vorsteher: Professor Dr. Laum.



Christliche Kunstsammlung.

Vorsteher: Professor Dr. Kießling.

Botanischer Garten.

Leiter: Professor Dr. med. et phil. Baron.

Münzsammlung.

Vorsteher: Professor Dr. Laum und Professor Dr. Funk.

Bibliothek der Akademie.

Bibliotheksrat: Der Rektor.

Professor Dr. Poschmann.

Professor Dr. Laum.

Der Direktor der Staats- und Universitätsbibliothek zu Königsberg Dr. Diesch.

Verwaltung: Dr. phil. Edmund Will, Bibliothekar.

Geschäftszimmer: Zweiter Stock. Tel. 360.

Ausleihe: Werktäglich von 11—13 Uhr. Die Ausleihestelle befindet sich im zweiten Stock. Bestellungen, die bis 9 Uhr aufgegeben sind, werden bis 11 Uhr erledigt.

Lesezimmer: Werktägl. von 10—14 Uhr und (außer Sonnabend) von 16—19 Uhr geöffnet.

Katalogzimmer: Werktägl. von 9—13 Uhr geöffnet.





Deuten und Erkennen

Ein Beitrag
zur Wissenschaftslehre

von

D. Dr. B. W. Switalski
o. Professor an der Akademie zu Braunsberg.





•

.

Zur Einführung.

Die Problematik des Wissens und des Wissenserwerbs gehört zur Signatur unseres Geisteslebens.

Hervorragende Gelehrte grübeln selbst, fast verzweifelnd, über Sinn und Zweck ihrer Arbeit nach und verkünden sogar ausdrücklich den „Zusammenbruch der Wissenschaft“, um zu energischer Besinnung über die Grundlagen des Wissens, seine Tragweite und seine Schranken, uns aufzurütteln.

Das Forschen, in einer harmonischer gestimmten Zeit unbedenklich als Aufsuchen bestehender und geltender Wahrheit aufgefaßt, nimmt in der an festgeregelt Verhältnisse nicht mehr glaubenden Gegenwart immer mehr den Charakter eines zum Teil recht willkürlich verfahrenen Deutens an: Je mehr man eben darauf verzichten zu müssen meint, in mühevollen Ringen um rein sachlich bedingte Urteile das **W e s e n** der Weltwirklichkeit, also die in ihr „investierte“ Wahrheit geistig sich zu vergegenwärtigen, um so mehr feiert der allen Bindungen sachlicher Art sich entwindende Subjektivismus seine Triumphe in genialen oder doch genial sein sollenden Intuitionen, in großzügig angelegten Synthesen und in weit ausladenden Durchblicken.

Statt sachgetreuer Sinnerfassung tritt nur zu oft selbstherrliche Sinngebung. Wenn dabei überhaupt noch von „Wahrheit“ geredet wird, so meint man mit diesem einst nur mit scheuer Ehrfurcht ausgesprochenen Worte jetzt lediglich das, was sich irgendwie durchsetzt und Geltung verschafft, was wirkt und durch den Glanz und die Wucht seiner Erfolge mit sich fortreißt, was also als „zukunftssträtig“ uns sich darbietet. Wie weltenfern steht doch diese im Grunde utilitaristische Auffassung von der Idee der Wahrheit, wie sie dem Tieferblickenden sich darstellt — unberührt von Menschenlaune, frei von Verzerrung und Verunstaltung, unerbittlich Anerkennung heischend niemandem zulieb und niemandem zuleide!

Der moderne Relativist fühlt selbst die Schwäche und Haltlosigkeit seiner Einstellung. Es kann keine praktisch wirkungsvollere Widerlegung seiner Auffassung geben, als die offenkundige Tatsache, daß gerade aus den Reihen dieses Relativismus die Sehnsucht nach etwas grundlegend Festem und richtunggebend Bestimmendem — zum Schutz und zur Förderung des eigenen Lebens wie des Gemeinschaftsdaseins — mit elementarer Gewalt hervorbricht! Aber freilich, von dem geistigen Trümmerhaufen aus, in dem man sich rat- und haltlos erblickt, glaubt man als Rettungsanker nichts solideres als einen neuen „Mythos“ empfehlen zu können, den man gerne geformt sähe, eine, wenn nicht aus den Tiefen der Menschheit zum Ausdruck drängende,

so doch wenigstens in diese Tiefen dringende Weltdeutung also, die geeignet sein könnte, alles Zerfallende wiederum zusammenzuballen und alles Erschlaffte aufzurichten und womöglich über das Niveau der Alltagsleistung weit hinauszuhoben! Man hofft auf eine neue lebensvolle Gläubigkeit. Was dabei geglaubt werden solle, sei im Grunde gleichgültig. Es komme ja nicht auf Wahrheitsgehalt, sondern auf Wirkkraft an!

Wir sehen, auf diesem Wege müßte die Menschheit noch tiefer in den Strudel des Relativismus stürzen. Die Gefahr völligen Zerfalls würde dadurch nur noch drohender, zumal da sich dann zum Relativismus noch der Fanatismus gesellen würde. Wetterzeichen für das Herannahen einer solchen Gefahr zeichnen sich ja schon heute deutlich genug auf dem geistigen Horizont der Menschheit ab.

Der drohenden Sturmflut geistiger Verwirrung können Dämme wirksam nur dann entgegengesetzt werden, wenn man die Fundamente geistiger Festigkeit, Klarheit und Lebendigkeit beizeiten sichert und verstärkt. Zu ihnen rechnen wir mit an erster Stelle die Überzeugung von der Möglichkeit sachlich begründeter Wahrheitserfassung und die sittliche Grundhaltung eines von allen Nebenabsichten geläuterten, keiner Schwierigkeit aus dem Wege gehenden, weil von dem Ernst und Gewicht seiner Aufgabe durchdrungenen Wahrheitsstrebens.

Allen Erweichungstendenzen zum Trotz muß die wirklich allgemeingültige Erkenntnis als Ziel alles Forschens festgelegt und das gegenwärtig allzu beliebte Deuten in die ihm gebührenden Schranken gewiesen werden.

Indem wir nun in der vorliegenden Arbeit „Deuten und Erkennen“ auf ihr grundsätzliches Wechselverhältnis hin zu prüfen versuchen, ist es unser Bestreben, damit wenigstens einen kleinen Beitrag zur Klärung und Sicherung des Wahrheitsstrebens zu liefern. Unser Versuch ist also als Teil einer Wissenschaftslehre gedacht.

Braunsberg, im Dezember 1927.

B. W. Switalski.

Das Erkennen als menschliche Orientierungsfunktion.

Als Lebewesen ist der Mensch vom ersten Augenblick seines Entstehens an darauf angewiesen, sich mit der Umwelt auseinanderzusetzen, in deren Geschehnisse er als ihr Glied verflochten ist. Diese Auseinandersetzung vollzieht sich auf seiner sinnlichen Entwicklungsstufe unbewußt, aber zielsicher, auf Grund des in uns angelegten Triebmechanismus (Instinktleben).

Mit dem Erwachen des Selbstbewußtseins tritt der Mensch indes in eine neue, verwickeltere Beziehung zur Umwelt, in der das lediglich instinktmäßig regulierte Verhalten für jene Auseinandersetzung nicht mehr ausreicht. Er muß sich jetzt bewußt und selbständig der Umwelt gegenüber entscheiden. Bei ihrer Vergegenständlichung tritt sie ihm aber jetzt gerade als etwas Fremdes, Beunruhigendes, weil Rätselhaftes, gegenüber. Dieses Rätsel der Wirklichkeit verstärkt sich noch, wenn der staunende Mensch in sich selbst hineinblickt und auch im eigenen Innern eine Naturgegebenheit findet, die er ebenfalls nicht ohne weiteres durchschauen kann.

Die Auseinandersetzung mit der Umwelt nimmt deshalb auf dieser Stufe der menschlichen Entwicklung neue Formen an: Der Mensch muß jetzt auf selbstgebahnten Wegen dem Rätsel der Welt beizukommen suchen — schon im Interesse der Selbsterhaltung und Selbstentfaltung. Er beobachtet und forscht — das erfahrungsmäßig ihm Dargebotene sondernd, prüfend und vergleichend —, um zu erfassen, was die Wirklichkeit um ihn und in ihm eigentlich bedeute, und wie er sich demgemäß ihr gegenüber zu verhalten habe.

Durch derartige aufklärende Kenntnisnahme sucht er das bedrückend Fremdartige in vertraut Bekanntes umzuwandeln. Was er dabei an Einzelkenntnissen über Wirkliches gewinnt, prägt er zu möglichst eindeutigen Begriffen um in der Überzeugung, sich so einen dauernden geistigen Besitz des eigentlich Seienden zu verschaffen. Das so begrifflich Erfasste stellt sich ihm damit als **E r k e n n t n i s**, als abgeschlossene Einsicht in den durchforschten Gegenstand, dar. Sein Suchen und Fragen, Vergleichen und Prüfen ist eben nichts anderes als der in unzähligen Denkakten sich vollziehende Prozeß des Erkennens, dessen Ziel die Gewinnung derart endgültiger Einsichten ist.

So ist das Erkennen von eminenter Bedeutung, schon von der praktischen Seite der Lebenserhaltung aus betrachtet. Es ist, von hier aus gesehen, die unserer Naturlausstattung allein angemessene Form der Orientierung, auf dem Schauplatz, auf dem wir nun einmal leben und zu wirken berufen sind, und unter den „Akteuren“ (Dingen), mit denen wir uns dabei auseinanderzusetzen haben.

Allgemeine Kennzeichnung des Erkennens und der Erkenntnis.

Als selbständiger Akt der Orientierung ist das Erkennen eine geistige Betätigung.

Nur ein geistig d. h. zum Selbstbewußtsein und zur Selbstbetätigung veranlagtes Wesen kann erkennen. Jedes Erkennen setzt also zunächst ein derart ausgestattetes Erkenntnissubjekt voraus.

Das Erkenntnissubjekt richtet sich beim Erkennen auf einen Gegenstand, den es sich vergegenwärtigt, um sich geistig seines Sachgehaltes zu bemächtigen. Dieser Sachgehalt ist bewältigt, wenn seine geistige Wiedergabe so genau und eindeutig bestimmt ist, daß sie wegen ihrer Treue und Zuverlässigkeit Anspruch auf allgemeine Anerkennung — Allgemeingültigkeit — erheben kann.

Das Erkennen ist damit am Ziel angelangt, es mündet ein in „Erkenntnis“, die in Urteilen und Begriffen formuliert wird. In Erkenntnisform ist also der untersuchte Gegenstand „begriffen“ d. h. er ist für das auffassende geistige Bewußtsein so festgestellt, wie er „in Wahrheit“ ist, also nicht bloß in den flüchtig wechselnden, stetig schwankenden Aspekten, die wir als Betrachter jeweils von ihm haben, sondern in seinem Dauerbestande, in seinem Ansichsein, in dem seinen Erscheinungsformen bestimmend zugrunde liegenden Wesen.

Wer also sinnvoll von Erkenntnissen sprechen will, muß sich Rechenschaft darüber ablegen, ob und inwieweit das angeblich Erkannte auch wirklich zweifelsfrei festgestellt und klar und genau in seinem Wesensgehalt umgrenzt ist.

Diese Feststellung und Umgrenzung ist nun nicht ohne weiteres damit gegeben, daß der unsere Wißbegier reizende Gegenstand in unserem Bewußtsein „abgebildet“ vorliegt. Ganz abgesehen davon, daß es keineswegs von selbst einleuchtet, worin dieses „Abgebildete“ bestehen solle, muß darauf hingewiesen werden, daß zu einer erkenntnismäßigen Vergegenwärtigung nie und nimmer das Haben von etwas Bildhaftem genügt, mag dieses Bild sachlich noch so sehr mit dem zu erfassenden Original übereinstimmen. Dieses „gehabte“ Bild müßte vielmehr, wenn es sich in Erkenntnis umwandeln sollte, als getreue Wiedergabe des Originals aufgefaßt werden, und dann wäre eben nicht jenes Haben, sondern dieses Auffassen der die Erkenntnis eigentlich konstituierende Faktor.

Unser Erkennen richtet sich übrigens, wie die genaue Selbstbeobachtung uns zeigt, nicht auf ein im Bewußtsein befindliches Bild vom Gegenstand, sondern immer direkt auf den zu begreifenden Gegenstand selbst. Was in uns als Eindruck vom Gegenstand sich vorfindet, ist also nicht Zielpunkt des Erkennens, sondern nur Ausgangs- und Stützpunkt für die Ermittlung des Sachgehaltes an dem Gegenstand, den wir beim Erkennen meinen.

Das Erkennen ist somit aktives Sichzurechtfinden in den Wesensbeziehungen seines Gegenstandes. Sind wir dabei nach unserer Überzeugung zu abschließenden Erkenntnissen gelangt, dann stellt

sich in uns — sozusagen als Signal der Erreichung des Zieles — ein Gefühl der Gewißheit ein.

Dieses subjektive Gewißheitsgefühl verbürgt freilich nicht sicher, daß in der Tat abgeschlossene Erkenntnisse gewonnen sind, daß also der von uns auf dem Wege allmählichen Sichzurechtfindens gewonnene Begriff von dem Gegenstande sich wirklich mit dem Sachverhalte deckt, den wir durch ihn zu erfassen streben (adaequatio intellectus cum re).

Die Treue der geistigen Vergegenwärtigung muß vielmehr durch die Sachlage selbst, so wie sie uns sich praesentiert, bestätigt sein. Durch Sachgründe, die grundsätzlich jederzeit und jedem Erkenntnis-subjekt aufweisbar sein sollen, muß demnach belegt werden können, daß unsere begriffliche Vergegenwärtigung sich mit dem Sachverhalt deckt, daß also unsere Wiedergabe seines Wesens „zutreffend“ (wahr) ist und deshalb mit Fug und Recht den Anspruch auf Anerkennung durch alle Erkenntnissubjekte erheben kann.

Die Erkenntnis läßt sich somit abschließend bestimmen als die sachlich begründete und darum mit objektiver Gewißheit ausgestattete, allgemeingültige geistige Vergegenwärtigung eines Gegenstandes in seinem Wesen und in seinen — eindeutig festzustellenden — notwendigen (gesetzmäßigen) Beziehungen zu den Ordnungen, deren Glied er ist.

Was wir so erkannt haben, davon haben wir ein Wissen im Vollsinn des Wortes. Wissenschaft als Forschungsverfahren ist eben die zielbewusste, wohlgeordnete, allseits auf sachliche Begründung und eindeutige Bestimmung Bedacht nehmende Durchleuchtung eines nach kritisch aufgestellten Grundsätzen abgesteckten Gegenstandsbereiches in allgemeingültigen, einheitlich und folgerichtig verbundenen Erkenntnissen.

Das Apriori der Erkenntnis.

Soll Erkenntnis und damit Wissen im eben definierten Sinne für uns realisierbar sein, so müssen vorab zwei Voraussetzungen erfüllt sein: Der zu erfassende Gegenstand muß erkennbar, und das Erkenntnis suchende Subjekt muß erkenntnisfähig sein. Da diese Voraussetzungen, wie ihr Name besagt, aller Erkenntnis (sachlich) vorausgehen, können wir sie mit Kant als das Apriori der Erkenntnis bezeichnen.

a. Objektive Erkennbarkeit: Nach unserer Definition erfassen wir in der Erkenntnis den Gegenstand, wie er an sich ist. Man hat nun eingewandt, daß diese Definition einen Widerspruch in sich enthalte, da wir alles nur so hätten, wie es uns erscheine, also wie es „für uns“ sei, und deshalb nie zum Ansichsein des Gegenstandes vordringen könnten.

Dieser Einwand beruht auf einer falschen Vorstellung von dem von uns gemeinten „An sich“. Ein Ansichsein nämlich, das unser Denken garnicht, auch nicht indirekt, erreichen könnte, fällt ganz aus

dem Rahmen der Diskutierbarkeit heraus. Sein Begriff ist für uns ganz unvollziehbar. Es ist deshalb für uns in keiner Weise vorhanden und kann uns weder beunruhigen noch überhaupt beschäftigen.

Das Ansichsein aber, das wir meinen, ist sehr wohl denkbar und darum auch diskutierbar. Wir verstehen darunter die beharrende einheitliche Grundlage der unlöslich miteinander verknüpften, einem steten Wechsel unterworfenen Erscheinungen. Wir suchen sie denkend zu bestimmen, indem wir von dem unmittelbar Gegebenen ausgehend und auf ihm fußend die Frage aufwerfen und zu beantworten uns bemühen, wie jene Grundlage wohl „an sich“ beschaffen sein müsse, wenn sie unter den uns bekannten Verhältnissen uns diese feststellbare Reihe von Aspekten darzubieten imstande sein soll. Was dann unter allseits erschöpfender Berücksichtigung des in Form der Erscheinungen uns Gegenübertretenden als seine „notwendige und hinreichende“ Grundlage ermittelt wird, gilt für uns mit Recht als das gesuchte „ansichseiende“ Wesen.

Dieses Ermittlungsverfahren stützt sich allerdings auf eine bestimmte Voraussetzung über die Sachverhältnisse; sie ist das oben bezeichnete objektive Apriori der Erkenntnis.

Angenommen nämlich das, was wir „Wirklichkeit“ nennen, wäre ein in jeder Hinsicht unbestimmter Wirrwarr flüchtiger, ungreifbarer Inhalte, dann wäre natürlich eine eindeutige Feststellung und Bestimmung der Wirklichkeitsverhältnisse undurchführbar.

Nur unter der Bedingung also, daß dem steten Wechsel von Zuständlichkeiten, in die wir uns zunächst verstrickt sehen, „Kerne“ zu Grunde liegen, in denen jene Zuständlichkeiten verankert, und von denen aus sie gesetzmäßig bestimmt sind, können Rückschlüsse auf die Beschaffenheit dieser „Kerne“ (substantielle Wesenheiten) überhaupt erst vollzogen werden.

Wir müssen ja, als bedingte Erkenntnissubjekte, bei unserer Begriffsbildung stets „von der Schale zum Kern“ vordringen; wir sind dabei zudem angewiesen auf ein möglichst vielseitiges (diskursives) Umspinnen des Gegenstandes, um ihn einzufangen und von anderen „Kernen“ abzuheben. Dieses „Vordringen“ und „Umspinnen“ bedarf nun eben Stützpunkte und Richtlinien zur eigenen Sicherung und Regelung. Wir müssen deshalb die gestellte Bedingung zu der Voraussetzung erweitern, daß die gesuchten „Kerne“ in Zusammenhänge eingebettet sind, deren Beziehungsnetz fest und unzerreißbar ist, so daß wir an seiner Hand ins Dunkle hineindringen und jenes „Umspinnen“ mit Aussicht auf Erfolg beginnen können.

Erkennbar ist für uns also nur eine nach jeder Richtung geordnete, eben in notwendige Zusammenhänge eingebettete Welt, in der jedem Glied seine Stelle und Aufgabe vom Grundgesetz des Ganzen zugewiesen ist, und die als Ganzes selbst durch die wechselseitige Bestimmtheit ihrer Glieder konstituiert wird.

Daß nun die Wirklichkeitswelt, die zur Durchforschung sich uns darbietet, in der Tat durchweg geordnet ist, kann aus noch mehr Grundlegendem von uns aus nicht abgeleitet werden, weil es eben für

uns das Apriori aller Erkennbarkeit und damit auch aller Beweismöglichkeit ist. Nur indirekt können wir für das Bestehen dieser Ordnung eine Bestätigung darin erblicken, daß es uns tatsächlich gelingt, uns in der Wirklichkeit zu orientieren, und daß selbst der Zweifel, wie näheres Betrachten es enthüllt, nicht umhin kann, stillschweigend sich auf diese Ordnung zu stützen, wenn er mit Scheingründen gegen sie angeht.

Die Welt ist somit ein objektiv geordnetes Ganze, ein Kosmos und kein Chaos. Sie stellt einen sinnvollen Zusammenhang dar. Wir können voll Vertrauen an die Lösung der Aufgabe herantreten, diesen „Sinn“, diese Ordnung also, wenn auch mühsam, zu entziffern und sie schließlich, soweit es unsere Fähigkeit gestattet, auch zu begreifen.

b. **Subjektive Erkenntnisfähigkeit.** Die Erkennbarkeit der Welt an sich genügt nämlich noch nicht, um für uns die Gewinnung von Erkenntnissen sicher zu stellen: Die Welt mag grundsätzlich nach allen Seiten erfassbar, weil vernünftig geordnet, sein — sie ist es nach unserer Ueberzeugung in der Tat —, f ü r u n s wird sie gleichwohl nur so weit begreiflich („rational“) sein, als u n s e r e Vernunft in der Lage ist, die Ordnung der Welt zu ergründen.

Für die kritische Selbstbeobachtung gibt sich nun unsere Fähigkeit, Erkenntnisse zu gewinnen, darin zu erkennen, daß wir imstande sind, nicht nur als Glieder der Wirklichkeitsordnung in Wechselwirkung mit den übrigen Gliedern zu treten, sondern uns reflektierend — trotz unseres Gliedcharakters — dieser Ordnung gegenüberzustellen, ja, uns selbst in unserer Eingliederung zu vergegenständlichen.

Im Unterschiede zum rein sinnlichen Erleben, das wir mit den Tieren gemeinsam haben, sind wir in der Lage, den „Käfig“ sinnlicher Erlebnisse sozusagen zu sprengen, und von einem höheren, dem Sinnlichen transzendenten, „geistigen“ Standort aus die folgenschwere Frage nach dem jenseits der Schranke sinnlichen Erlebens zu suchenden „eigentlich“ Seienden aufzuwerfen. Erst wenn diese Frage von uns mit Einsicht in ihre Tragweite gestellt wird, kann von einem wirklichen Erwachen des menschlichen Bewußtseins gesprochen werden.

Dieses Transzendieren des Erlebten, dieses „Vergegenständlichen“, diese Tendenz zur Erfassung des Wesenhaften, die eigentlich erst beim Vordringen zum schlechthin Endgültigen zur Ruhe kommt, bezeichnen wir als Kennzeichen unserer Geistigkeit. In der Geistigkeit also sehen wir die Fähigkeit zur Erkenntnisgewinnung begründet.

Wo haben wir indes die Gewähr, daß diese das Sinnliche transzendierende Tendenz auch wirklich das Ansichseiende trifft? Wo ist die „Verständigungsbasis“ zwischen der in der Wirklichkeit vorausgesetzten Ordnung und dem Menschegeist, der ihr nachspüren will, zu suchen?

In dieser Frage steckt in der Tat der Knotenpunkt aller Problematik des Wissens; von ihrer richtigen Beantwortung hängt somit das Schicksal unseres Forschens und Erkennens ab.

Man kann versuchen, die in der gestellten Frage enthaltene Schwierigkeit dadurch zu umgehen, daß man das Zusammen-

„treffen“ des erkennenden Geistes und der zu erkennenden Wirklichkeit für „selbstverständlich“ erklärt, vor dem Problem also einfach die Augen schließt, oder umgekehrt dieses Zusammentreffen von vorneherein leugnet und die Erkenntnis so ihres Objektivitätscharakters völlig entkleidet. Was wir Wissenschaft nennen, wäre dann strenggenommen entweder überflüssig oder nur leere Begriffsdichtung.

Aus dem Bereiche der Subjektivität kommen wir auch nicht heraus, wenn wir etwa mit Kant zwar den Wissenschaftscharakter in seiner Objektivität und Allgemeingültigkeit zu wahren versuchten, dabei aber unter Objektivität nicht die von dem erkennenden Geiste unabhängige Wirklichkeitsordnung, sondern die von ihm selbst geformte Gegenständlichkeit verstehen wollten.

All diese Bemühungen, die Kluft, die zwischen Erkennendem und Zu Erkennendem sich auftut, dadurch aus der Welt zu schaffen, daß man sie ignoriert oder gewaltsam eliminiert, scheitern an dem durch Selbstbeobachtung unzweideutig erweisbaren Tatbestande der Spannung zwischen unserer Bemühung um Erkenntnisgewinnung und der Wirklichkeit, die sich ihre Geheimnisse nur mühsam abringen läßt.

Für den Erkenntnistheoretiker ist eben der Beziehungscharakter der Erkenntnis mit seinem subjektiven und objektiven Pol Ur Tatsache. Er muß deshalb jede Erklärung ablehnen, die an dieser Urgegebenheit rütteln wollte.

Er wird allerdings das Bestehen einer „Kluft“ zwischen Subjekt und Objekt auch nicht anerkennen, da er, wie wir es bereits zu zeigen versucht haben, einem „Ansichsein“, von dem der erkennende Geist auch nicht die geringste Kenntnis nehmen könnte, keinen faßbaren Sinn einzuräumen vermag.

Er bleibt darum auch bei der Feststellung stehen, daß der Geist die Wirklichkeit erfäßt, um sich des weitern nur darum zu kümmern, die Methoden der Erkenntnisgewinnung auf ihre Brauchbarkeit hin zu prüfen und die Maßstäbe aufzusuchen, die das „Treffen“ des Objekts durch die Erkenntnis in dem für uns allein diskutierbaren Sinne sicherstellen könnten.

Die Frage, woher der bedingte Geist die in der Tat staunen-erregende Fähigkeit des Transzendierens hat, und wie es ihm möglich sei, dadurch das außer dem unmittelbar ihm bewußt zugehörigen Bereiche Liegende zu ergreifen und zu „treffen“, weist er dem Metaphysiker zu, der durch Zurückführung alles bedingt Seienden, ob Geist oder Natur, auf den Unbedingten in diesem, wie den Urgrund alles Seins, so auch den Bürgen aller Harmonie in der Seinswelt findet.

Die oben erwähnte Spannung zwischen Subjekt und Objekt beim Ringen um die Wahrheitserfassung bringt uns aber eines wenigstens, vor aller metaphysischen Deutung, klar zum Bewußtsein, daß nämlich unser Erkennen kein schöpferisches Gestalten ist, sondern nur ein Nachformen, ein meist recht mühsames Entziffern des Vor-

gefundenen zum Behufe der möglichst getreuen Übersetzung des ihm Wesentlichen in die Sprache unseres Geistes.

Das Doppelziel des Erkennens.

Die allseitige, sachlich bedingte und darum allgemeingiltige Erfassung der Gegenstandswelt, die zur Erkenntnis als ihrem Endergebnis führt, muß nun, nachdem ihre Grundlegung sichergestellt ist, genauer bestimmt werden: Als eigentliche Aufgabe schwebt dem Erkennen stets geistige Durchleuchtung und Bewältigung der in der Erfahrung gegebenen Wirklichkeit vor.

An dieser Wirklichkeit ist aber bei genauerem Hinblicken zweierlei zu unterscheiden: ihr bei allem Wechsel gleichbleibender Grundcharakter, ihre Ordnung als Grundgerüst alles Geschehens, und ihre konkrete, einzigartige, in einem einmaligen Prozeß sich verwirklichende Gestaltung, kurz gesagt: das in ihr waltende Gesetz und die in ihr vorfindliche Tatsächlichkeit.

Im Mittelpunkt des Interesses steht dabei immer die konkrete Tatsachenwelt selbst. Man glaubte ihr aber lange Zeit nur dadurch beizukommen, daß man die Gleichmäßigkeit ihrer Bildungen (Herausstellung des Typischen in Allgemeinbegriffen) und die Gleichförmigkeit ihrer Verläufe (Feststellung notwendiger Zusammenhänge in Gesetzesbegriffen) beachtete und klar zu legen suchte.

Dem kritischen Blick konnte aber auf die Dauer nicht verborgen bleiben, daß die Ermittlung dieser Ordnung innerhalb der Wirklichkeit zwar äußerst wichtig für die Erkenntnisgewinnung ist und bleibt, daß aber rein aus Typen und Gesetzen nicht einmal die einfachste Tatsache restlos abgeleitet werden kann. Man wendet darum immer mehr sein Augenmerk der Aufgabe zu, das Individuell-Tatsächliche in seiner nur ihm eigenen konkreten Ausprägung und in dem gleichfalls einzigartigen Ablauf seiner Entwicklungsstufen verständlich zu machen und damit die Erkenntnis erst ganz zum Abschluß zu bringen.

Unser Erkennen hat somit ein doppeltes Ziel: Herausstellung der allgemeinen Ordnungen, in die das in der Wirklichkeit Auftretende eingespannt und damit festgelegt wird, und Bestimmung des individuellen Charakters des Tatsächlich-Gegebenen in seinem „hier und jetzt“ vorfindlichen Dasein und in seinem bei aller Übereinstimmung mit andern Gegebenheiten letztlich einzigartigen Sosein (Wesen).

Da die auf Ermittlung des Gemeinsamen im Wechsel der Erscheinungswelt gerichtete Forschung auf eine Jahrtausende alte Tradition zurückblicken kann, so ist es nicht verwunderlich, daß ihre Methoden viel klarer ausgebildet sind, als die zunächst noch tastenden Versuche, der aus allgemeinen Formeln nicht errechenbaren („irrationalen“) Individualitäten geistig sich zu bemächtigen. Hier versagt schließlich die „Erklärung“ aus der allgemein geltenden Ordnung, man sucht darum nach Mitteln, die Individualität möglichst einwandfrei von innen heraus aus dem Einheitspunkt ihres Wesens zu „verstehen“, ohne freilich bislang zu allseits befriedigenden Ergebnissen zu gelangen.

Die Vorstufen des Erkennens: Anerkennen u. Deuten.

Was wirklich ist, kann von uns, wie wir festgestellt haben, lediglich aus einsichtig erfaßten Gesetzen nicht ermittelt werden. Es muß uns als solches irgendwie „gegeben“ sein. Gegeben wird es uns, indem es sich uns irgendwie „aufdrängt“ oder doch in dem so unmittelbar sich Darbietenden wenigstens angezeigt ist.

Der Inbegriff des auf diese Weise Gegebenen macht unsere Erfahrung aus.

Das von uns Erfahrene muß zunächst in seinem Vorhandensein und in seiner darin zum Ausdruck gelangenden Eigenart einfach anerkannt werden, bevor es in Erkenntnissen klargestellt werden kann.

Die Daten seines Gegebenseins stellen in ihrer Gesamtheit die Aufgabe dar, die wir gedanklich zu lösen haben, wenn wir zur Erkenntnis des Gegebenen d. h. zu seiner sachlichen Würdigung und ursächlichen Erklärung uns durchringen wollen; wir verfallen in Irrtum, wenn wir bei der Bemühung um Lösung der uns im Gegebenen gestellten Aufgabe auch nur eine der in ihm uns vorliegenden Angaben übersehen oder nicht nach ihrer Gewichtigkeit in Anschlag bringen.

Das als gegeben zunächst Anerkannte wird nun zum Behufe seiner geistigen Vergegenwärtigung gedanklich bearbeitet, indem wir von dem Stande des bisher erworbenen Wissens aus uns mit den Mitteln, die uns zur Verfügung stehen, es versuchen, das uns Gegebene nach der Art seines Soseins und nach der Begründung seines Daseins zu bestimmen.

Bei diesem Versuche sind wir zunächst darauf angewiesen, von dem uns bereits Bekannten und Geläufigen aus „deutend“ vorzufühlen. „Deuten“ ist nämlich ein spontanes Formen des Gegebenen zum Behufe seiner Aufhellung und Durchleuchtung. Deutend suchen wir uns die „Bedeutung“ des uns fremd Gegenübertretenden zu vergegenwärtigen. Unter diese „Bedeutung“ fällt nun auch, und zwar vornehmlich, wenn auch nicht ausschließlich jene Bestimmung des Soseins und Daseins.

Deutungen sind somit stets die Vorstufen der erkenntnismäßigen Bewältigung; sie können freilich auch andern, atheoretischen Zwecken dienen.

Diese nicht direkt oder überhaupt nicht auf Erfassung des Sachverhalts, also auf Erkenntnisgewinnung, eingestellten Deutungen müssen wir noch näher ins Auge fassen, da ihre Verwechslung mit den ausdrücklich im Dienste der Erkenntnisgewinnung stehenden Deutungen immer wieder die ärgste Verwirrung anrichtet. Wir wollen sie in zwei Gruppen zusammenfassen: atheoretische Deutungen sind entweder pragmatistische oder expressionistische Gestaltungen des Erfahrungsstoffes.

Pragmatistisch sind für uns alle Deutungen, die praktischen Zwecken dienen sollen, z. B. historische Darstellungen, die eine bestimmte Gesinnung wachrufen oder festigen, einen bestimmten Entschluß vorbereiten, zu einer bestimmten Wirksamkeit aufstacheln

sollen, oder philosophische Deduktionen, die tendenziös zur Erhärtung einer vorgefaßten Meinung zugerichtet werden.

Expressionistisch dagegen nennen wir solche Deutungen, die — ohne Einengung durch bewußte Zwecksetzung — aus reiner Freude am Gestalten von innen heraus und aus dem Streben, seinen wirklichen oder vermeintlichen Geistesreichtum zur Geltung zu bringen (pragmatische Färbung!), mit dem Material souverän nach den immanenten Triebrichtungen des Deutenden verfahren und Sinngebilde schaffen, die nicht durch ihre Sachtreue, sondern durch die Fülle der Ideen und Anregungen, durch die Weite des eröffneten Gesichtskreises und durch die temperamentvolle, mit sich fortreißende Darstellung zu wirken bestimmt sind.

Gegen die atheoretischen Deutungsversuche ist vom streng sachlichen Standpunkte aus so lange kein Bedenken zu erheben, als sie sich genau im Rahmen ihres Gebietes halten und sich klar als solche zu erkennen geben. Gefährlich werden sie erst dann, wenn sie in das theoretische Gebiet einzudringen suchen und sich in Erkenntnisform uns darbieten.

Gerade unsere durch den eklatanten Zusammenbruch des Positivismus und Historismus unsicher gewordene Zeit ist dieser Gefahr besonders ausgesetzt: expressionistische Deutungen der Wirklichkeitsrätsel in Natur und Menschenleben bieten sich von überall her, einander geradezu überstürzend, an und finden auch bei den nervös zermürbten Gegenwartsmenschen immer wieder vorübergehend begeisterten Anklang! Den Schaden hat die besonnene Wahrheitsforschung selbst zu tragen, die durch solche unausgereifte Deutungen immer wieder aus dem Geleise vorsichtigen Vorwärtsschreitens gedrängt wird und für ihre wirklich bleibenden, weil allseits gesicherten Ergebnisse kaum noch Gehör findet.

Die Entartung des Wahrheitssinnes, die sich darin zu erkennen gibt, wird verständlich, wenn man die heute vorherrschende Einstellung zur Gegenstandswelt in Erwägung zieht: Selbst bis in angeblich objektivistische Kreise hinein glaubt man — wenigstens praktisch — nicht mehr an die Möglichkeit rein sachlich bedingter Erkenntnis, weil man die von uns als apriorische Voraussetzung jeder Wahrheitsforschung hervorgehobene Ordnung der Wirklichkeit nicht in ihrer vom Menschengeniste unabhängigen, in sich ruhenden (oder vielmehr, metaphysisch gedeutet, in Gottes Geist verankerten) Geltung anerkennt oder doch nicht voll würdigt.

Nur der von der Transzendenz dieser Ordnung überzeugte Forscher wird die ganze Wucht der Spannung empfinden, die zwischen geltender Wahrheit und deutendem Menschengenist nie völlig aufgehoben wird. Er allein wird daraus die Folgerung ziehen, daß Erkenntniswert beanspruchende Deutungen immer mehr ihrer Subjektivität sich zu entledigen und immer klarer den Sachverhalt in seiner Unberührtheit wiederzugeben haben, und daß jede Unterschiebung voreiliger Deutungen anstelle wirklicher Erkenntnisse eigentlich als geistige Falschmünzerei zu beurteilen ist.

Wer dagegen, wie der moderne Expressionist, im Erkennen nur das Formen und nicht die sachliche Bedingtheit sieht, für den löst sich folgerecht jede Bemühung um Erkenntnisgewinnung in rein subjektiv bedingtes, auf Eindruck eingestelltes Gestalten auf. Anstelle des entsagungsvollen Strebens nach Wahrheit tritt wieder einmal eine äußerlich glänzende, an Anregungen reiche, aber an haltbaren Aufschlüssen arme Sophistik!

Begünstigt wird dieser Expressionismus, der tief in den Wissenschaftsbetrieb eingedrungen ist, durch die mehr vital, als theoretisch bestimmte Geistesrichtung der Gebildeten unserer Zeit. Sie suchen in dem, was sie lesen, nicht eigentlich Aufklärung über das, was ist, — ihnen geht es vielmehr um seelischen Anreiz, um Freude am Prozeß des geistigen Schaffens; aus diesem Grunde suchen sie denn auch vor allem den Lebensrhythmus auf sich wirken zu lassen, der in den Schöpfungen der Gestalter pulsiert, und sie lassen sich durch stark zum Ausdruck gelangende Vitalität, vor allem wenn sie mit genialer Einfühlungskraft sich verbindet, auch dann unschwer zur Gefolgschaft bewegen, wenn das so Dargebotene ihnen selbst nichts weniger als sachgetreu und folgerecht aufgebaut erscheint.

Wir haben uns aus dem Grunde etwas länger bei der Kennzeichnung dieser Einstellung aufgehalten, weil wir gerade in ihr den Quellpunkt aller Verwirrung der Gegenwart erblicken: jede Auseinandersetzung mit Gegenwartsfragen ist von vornherein zur Ergebnislosigkeit verurteilt, wenn bei ihr gerade diese Eigenart moderner geistiger Einstellung nicht besonders achtsam beachtet und gewürdigt wird.

Für die positive Gewinnung von Erkenntnissen ist somit nur das Deuten wertvoll, dessen Sinnggebung — bei aller Subjektivität ihres Ursprungs — darauf abzielt, den Sachgehalt des als gegeben Anerkannten zu „treffen“, in das Gegebene also keine Bedeutung hineinzulegen, sondern diese aus ihm sozusagen herauszustellen und darum als befriedigende „Antworten“ auf die an das Gegebene zu richtenden Fragen des forschenden Geistes nur die Feststellungen gelten zu lassen, die der beobachtete Sachverhalt selbst uns an die Hand gibt.

Der subjektive Faktor • des wissenschaftlich relevanten Deutens.

Auch das auf Sacherfassung direkt abzielende Deuten bleibt indes in weitem Umfange subjektiv belastet und darf deshalb nur mit Vorsicht als Erkenntnisgewinn gebucht werden.

Es ist genauer betrachtet zunächst ein „Hindeuten“ und dann erst ein „Ausdeuten“; auf beiden Stufen bleibt es ein Versuch, von der eigenen Subjektivität aus sich das rätselhaft Fremdartige verständlich zu machen: das Hindeuten hebt fixierend heraus, das Ausdeuten bestimmt das Herausgehobene nach den uns geläufigen kategorialen Formen. Hindeutend werfe ich die Frage auf, ausdeutend suche ich sie zu beantworten — beides auf Grund dessen, was mich interessiert und mich als Antwort befriedigt.

Es ist nicht schwer einzusehen, wie bereits das Hindeuten die endgültige Ausdeutung beeinflusst und damit selbst zu einer, wenigstens beginnenden, Ausdeutung wird: Hebe ich etwas zu genauerer Betrachtung und Aufklärung aus dem Gegebenen heraus, was in dieser Isolierung — aus sich allein — nicht verständlich ist, dann habe ich mir von vorneherein den Weg zu einer befriedigenden Erklärung verlegt. Meine Ausdeutungsversuche müssen ebenfalls fehlschlagen oder werden wenigstens erschwert, wenn der durch mein Hindeuten abgesteckte Gegenstandsbereich noch zu verwickelt ist. Durch Hindeutungen wird überhaupt in dem Gegebenen eine subjektiv bedingte Akzentuierung bewirkt. Es ist nicht ohne weiteres anzunehmen, daß diese Akzentuierung mit dem objektiven Wertverhältnis der einzelnen Faktoren im Gegebenen zusammenfällt. Viel wahrscheinlicher ist eine willkürliche Akzentverschiebung, die wiederum trübend, wenn nicht ablenkend, auf die weitere Aufklärungsarbeit einwirken wird.

Hindeutungen als Denkansätze kann aber unser Forschen trotz ihres gekennzeichneten problematischen Charakters nicht entbehren. Es muß sich nur stets des lediglich vorbereitenden Charakters der hindeutenden Festlegung und damit ihrer Revisionsbedürftigkeit bewußt bleiben. Besonders wichtig, aber auch besonders dornenvoll ist dabei die Bemühung des auf Sacherfassung eingestellten Forschers, sich von den, zum mindesten unbewußt, in einem jeden von uns nachhaltig wirkenden Einstellungen und Hindeutungen des vorwissenschaftlichen Stadiums zu befreien.

Zum Ausdeuten im eigentlichen Sinne wird das Hindeuten, wenn wir es unternehmen, das hindeutend Herausgehobene und Fixierte näherhin zu bestimmen. Solange der zu erklärende Sachverhalt nicht nach allen Seiten hin einwandfrei festgelegt ist, solange also Erkenntnis abschließend noch nicht erzielt ist, bleibt auch bei der sachlich orientierten Ausdeutung ein nicht geringer Spielraum für unsere deutende Subjektivität. Unsere ursprüngliche Interessenrichtung bestimmt von vornherein den Weg und — bis zu einem gewissen Grade auch — die Mittel, die unsere Ausdeutung wählt. Je nach der Höhe unserer Entwicklung ferner ändert sich das Maß der Anforderungen, die wir in Hinsicht auf Treue und Gründlichkeit, auf Feinheit und Tiefe an unsere Ausdeutungsversuche stellen. Unser jeweiliger Erfahrungsstand endlich vermag uns allein Anhaltspunkte zu einer uns zusagenden Ausdeutung des Gegebenen an die Hand zu geben.

Die Ausdeutung selbst ist zudem weitgehend abhängig von der Gestaltungskraft, dem Temperament und der geistigen Schärfe und Beweglichkeit des deutenden Forschers.

Aus allen diesen Gründen folgt, daß unsere Ausdeutungen stets wesentlich individuell, ja, zum guten Teil sogar temporär bedingt sind. Selbst ihr Grenzfall, die vollständig sachgetreue Erkenntnis, wird wenigstens im Stil ihrer Formung, in ihrem Aufbau und Ausdruck, mit dem Stempel der Individualität des Erkennenden versehen sein.

Aus dieser Feststellung ergibt sich nun die Erkenntnis einer weiteren Schwierigkeit, die mit dem Deutungsproblem verbunden ist: Das

Ausgedeutete muß jeweils genau auf seinen Sinn geprüft werden, da die Subjektivität der Auffassung, die ihm zugrunde liegt, und die Individualität seiner Ausprägung es nicht ohne weiteres für jeden, ja, auch für den Ausdeutenden selbst in einer späteren Entwicklungsstufe, verständlich sein läßt.

Deutungen müssen somit selbst ausgedeutet werden zum Behufe einer möglichst eindeutigen Erfassung ihres Sinnes. Dieses „Deuten des Deutens“ ist nun ein Problem für sich, sozusagen ein Problem zweiten Grades, weil es sich bei ihm nicht bloß um Gegenstandserfassung im Sinne möglichst getreuer Vergegenwärtigung eines Sachverhaltes handelt, sondern um Erfassung des weit komplizierteren Sachverhaltes, wie ein Erkenntnissubjekt, dessen Deutung uns vorliegt, einen Gegenstand sich selbst vergegenwärtigt hat, und wie es das Vergegenwärtigte uns gerade in dieser Ausprägung seiner Deutung zum Ausdruck zu bringen beabsichtigt.

Jede Deutung, so kann man prägnant diese Schwierigkeit formulieren, ist in einem bestimmten, individuellen „Maßstab“ entworfen: ohne Feststellung dieses „Maßstabes“ und ohne seine ständige Beachtung kann sie, ebensowenig, wie eine Landkarte, richtig „gelesen“ werden.

Deutungen können darum auch nicht ohne Umdeutung angeeignet und in fremde Deutungszusammenhänge übernommen werden. Daraus erklären sich die Mißverständnisse, die bei Nichtbeachtung dieses einleuchtenden Grundsatzes durch oberflächliche Aufnahme vorgefundener Deutungen, durch ihre wahllose Verknüpfung und Vermengung und durch ihre unkritische Weiterleitung immer wieder Verwirrung hervorrufen und besonnene Zusammenarbeit bei unserem Wahrheits-suchen verhindern.

Normen und Kriterien der Deutung.

Je mehr uns die Problematik des Deutens und der Uebnahme von Deutungen, die in der wesentlich bei ihnen mitbeteiligten Subjektivität wurzelt, zum Bewußtsein kommt, um so mehr drängt sich die Frage auf, ob und wie das Deutungsverfahren im Dienste der Erkenntnisgewinnung auf sein Ziel hin gerichtet und gegen die ständig drohende Gefahr der Abirrung gesichert werden könne. Mit dem Hinweis auf die gebotene sachliche Bedingtheit des wissenschaftlichen Deutens allein genügen wir der in der Frage enthaltenen Forderung nicht, denn darum handelt es sich eben, worin die Orientierung am Sachverhalt eigentlich bestehen solle, und wie man sich der Richtigkeit dieser Orientierung jederzeit vergewissern könne. Wie soll uns denn, so könnte man einwenden, der Sachverhalt, den wir durch unser Ausdeuten doch erst geistig erfassen wollen, von vornherein, also vor seiner Erfassung, Anhaltspunkte und Richtlinien für eben dieses Ausdeuten bieten?!

Der Forscher wird vielleicht geneigt sein, über diesen Einwand achselzuckend mit dem Hinweis auf die Tatsache sachlich gerichteter

Forschung und sachlich bedingter Forschungsergebnisse hinwegzugehen. Er wird darüber hinaus die Frage nach den Regeln und Kennzeichen sachlich orientierten Deutens in die Einzeldisziplinen der Kritik und Hermeneutik verweisen, die sich aus der einzelwissenschaftlichen Praxis allmählich entwickelt haben.

So richtig es nun auch ist, daß jener Einwand praktisch haltlos ist, und vor allem, daß die konkreten Anweisungen zu umsichtigem und vorsichtigem Ausdeuten von der Methodik der Einzelwissenschaften selbst gegeben werden müssen, so unangefochten bleibt doch trotz alledem die Forderung einer grundsätzlichen Klärung der im Deuten liegenden Schwierigkeiten.

Die in dem oben formulierten Einwand angedeutete dialektische Schwierigkeit läßt sich nun freilich nicht allzu schwer beseitigen: Kunde von der Gegenstandswelt haben wir längst, bevor wir mit ihrem Ausdeuten beginnen, in dem objektiven Tatbestand unserer sinnlichen Eindrücke und in der gleichfalls sinnlich — ohne selbständiges Eingreifen unseres Geistes — die vorliegenden Tatbestände klärenden Apperzeption. Diese naturgesetzlich bedingte Ausdeutung, bei der freilich der subjektive Faktor auch schon mitwirkt, aber eben rein naturgesetzlich bestimmt ist, arbeitet, weil sie „von selbst“ verläuft und instinktiv geregelt ist, durchaus zielsicher; sie ist darum in dem, was sie gibt, unbedingt zuverlässig. Man muß nur das von ihr Gebotene richtig zu würdigen wissen.

Die sinnlich gebotene Kunde von der Gegenstandswelt und ihre klärende Aneignung vermittelt der Apperzeption ist nun die Vorstufe des bewußt auf selbständig formulierte Fragen Antwort suchenden geistigen Ausdeutens.

Wenn darum als Grundregel für dieses Ausdeuten die Forderung der genauen Orientierung an dem vorliegenden Sachverhalt aufgestellt wird, so ist damit nichts Unmögliches gemeint; es wird vielmehr nur darauf gedrungen, daß der deutende Denker sich nichts „schenkt“, alles also, was für seine Deutung des bereits apperzipierten Gegenstandes bestimmend sein muß, genau beachtet, und nicht mehr in die Deutung hineinlegt, als sich aus dem apperzeptiv vorliegenden Tatbestande rechtfertigen läßt.

Hier erhebt sich aber ein tieferdringender Einwand: Alles sinnlich Gegebene ist „stumm“. Es verrät uns nicht ohne weiteres seine eigentliche Bestimmtheit. Die es zunächst klärende Apperzeption leiht ihm freilich eine Sprache, aber es ist die „Sprache“ unserer Auffassung, mag sie auch naturgesetzlich reguliert sein. Es ist somit nicht selbstverständlich, daß unsere Bestimmungen des gegebenen Gegenstandes, die der „Sprache“ unserer Apperzeption entlehnt sind, sich mit den Bestimmtheiten des apperzipierten Gegenstandes decken. Was sichert uns denn gegen die Selbsttäuschung, das „Wesen“ der Gegenstandswelt erfaßt zu haben, während wir tatsächlich nur mit eigenen „Spielmarken“ Zerlegungen, Verknüpfungen und Bestimmungen im Bereich des subjektiv Apperzipierten vornehmen? Man sieht, wie bei dieser Fragestellung das Gespenst des Nominalismus, genauer, des Terminismus,

der uns ganz von der Sacherfassung abtrennen will, von neuem auftaucht.

Gerade, um diesem Einwand entgegenzutreten, haben wir es für nötig erachtet, das Geordnetsein der Gegenstandswelt und das Angelegtsein des auffassenden Geistes auf Würdigung dieser Ordnung als a priori scheinbare Voraussetzungen alles Erkennens, wie jeder geistigen Betätigung, klar hervorzuheben.

Nur, wenn wir diesen unerschütterlich festen Punkt als geistigen Standort uns sichern, können wir dem terministischen Einwand begegnen: Es ist nämlich in der Tat nicht selbstverständlich, daß unsere subjektiven Bestimmungen ohne weiteres die Gegenstände darstellen, wie sie sind. Im Gegenteil, wir müssen bis in unsere feinsten Begriffsbildungen hinein stets des provisorischen, revisionsbedürftigen Charakters unserer Bestimmungen uns bewußt bleiben. Nur dann werden wir nicht in die Verlegenheit kommen, daß jede neue Entdeckung oder auch nur jede vom bisher Üblichen abweichende Betrachtungsform unser scheinbar endgültiges Begriffsgebäude ins Wanken bringt. Ist man doch gerade als dogmatischer Realist beim Zusammenbruch unseres bisherigen Begriffssystems allzuleicht versucht, in seltsamer Verkenning der eigentlichen Sachlage an der Absolutheit der Ordnung überhaupt zu zweifeln, statt die Relativität unserer jeweiligen Begriffsbildung anzuerkennen! So führt ein starrer Realismus schließlich zu einer geistigen Verzweiflung, die in ihren Folgen durchaus mit den Gefahren des Nominalismus sich vergleichen läßt!

Nach unserer Überzeugung dagegen sind alle unsere Begriffe und Urteile nur tastende Versuche, die an sich unberührt von allem Wechsel unserer Meinungen bestehende, empirische Ausdrückbarkeit weit überragende Wirklichkeitsordnung wenigstens annähernd mit den Erkenntnismitteln bedingter Wesen festzustellen und auszudeuten. Dadurch, daß sie uns als Annäherungsversuche an die immer Ideal bleibende restlose Erfassung der Wahrheitsordnung erscheinen, ist ihr provisorischer Charakter und damit ihre Revisionsbedürftigkeit von vornherein zugestanden. Dadurch aber, daß wir sie unablenkbar auf das Ziel adäquater Wahrheitswürdigung richten, haben wir sie zugleich des rein spielerischen Charakters entkleidet, den ihnen der Nominalismus zuschreibt: Solange wir uns eben gewissenhaft „auf der Spur“ des Grundlegenden und Wesentlichen halten, solange bleiben unsere Urteile und Begriffe Etappen auf dem Wege zur vollständigen Erkenntnis. Die ihnen allein zugängliche Objektivität ist damit sicher gestellt. Die von uns aufgestellte Grundregel soll uns eben mahnen, ständig die Spur der Sachlichkeit bei unserer Begriffsbildung im Auge zu behalten und sie allein für letztlich maßgebend anzuerkennen.

Die Einsicht in die Relativität unserer Begriffsbildung darf uns weiterhin nicht dazu verleiten, bereits geformte Urteile und Begriffe zu ignorieren und eigenwillig, in verfehelter Originalitätssucht, nur selbsterschlossene Wege wandeln zu wollen. Abgesehen davon, daß wir dadurch von vornherein auf Verständigung mit anderen verzichten müßten, würden wir — selbst unter Voraussetzung besonderer

geistiger Befähigung — nicht nennenswert über die primitivsten Deutungsversuche hinauskommen, falls die angemafte Ignorierung der geleisteten Geistesarbeit tatsächlich durchgeführt und nicht bloß vorgehlich behauptet sein sollte.

So wird man auch bei Besteigung eines Felsen nicht ohne Not die eingehauenen Stufen verlassen, oder beim Heben der im Erdinnern verborgenen Schätze die Schächte nicht verfallen lassen, die, einmal ausgehoben, auch jetzt noch ergiebigen Ertrag versprechen. Wer etwa unter Ignorierung der Fortschritte der Technik und unter Geringschätzung der von ihr dargebotenen Mittel, nur auf seine Kraft und seinen angeborenen Spürsinn sich verlassend, ohne zureichenden Grund im praktischen Leben eigene Wege einschlagen wollte, der würde hier, im Bereiche der Praxis, sofort als „Narr auf eigene Hand“ erkannt werden.

Nicht viel anders ist es aber auf dem Gebiete der Wahrheitsforschung: Womit vergangene Generationen geistig gerungen, und was sie dabei errungen haben, ist, wenn es auch fortgeschrittenerem Forschen als unzulänglich erscheinen sollte, keineswegs ohne richtunggebende Förderung für unser eigenes Fragen und Forschen. Und dabei wird es, auch rein sachlich betrachtet, sicher nicht in allweg unzulänglich sein! Gewisse Stellungnahmen sind geradezu endgültig. Ihre aus der Relativität des Bedingten hinausragende Geltung gibt sich u. a. darin kund, daß man im Wandel der Zeiten immer wieder auf sie zurückkommt. Die gewissenhafte Beachtung der vorliegenden Ausdeutungen und ihre vorsichtige Prüfung wird somit zur ersten Pflicht, damit nichts sachlich Bedeutungsvolles etwa übersehen und durch seine Nichtbeachtung der wahre Fortschritt in der Erkenntnisgewinnung gehemmt werde.

So lautet denn die zweite Grundforderung für den Denker, dessen Deutungen wissenschaftlichen Wert beanspruchen wollen: Stelle Dich ernstlich in die Reihe der Forscher, die vor Dir und mit Dir Dein Gegenstandsgebiet bearbeiten! Knüpfe an die Tradition der wissenschaftlichen Behandlung Deines Faches an! Setze Dich gründlich mit ihr auseinander! Und verlasse nicht ohne Not die bewährten Bahnen der herkömmlichen Wahrheitsermittlung!

Nicht ohne Not! Damit ist schon gegeben, daß durch die zweite Forderung durchaus nicht geistiger Stagnation das Wort geredet werden soll. Der Forscher wird, gerade bei intensivem Wahrheitstreiben, nur zu oft an einen Scheideweg gelangen, an dem er sich entscheiden muß, ob er die herkömmlichen Bahnen der Deutung noch als brauchbar anerkennen könne, oder neue Wege zu seinem Ziele einschlagen müsse. Sofern er sich bei der Entscheidung rein von dem zu durchforschenden Sachverhalt bestimmen läßt, sofern er also in der Lage ist, sachlich Rechenschaft abzulegen über die Notwendigkeit seines vielleicht grundstürzenden Verfahrens, ist seine Abwendung vom traditionell Vorgezeichneten durchaus gerechtfertigt und kann wissenschaftlich überaus fruchtbar werden. Hier liegt aber auch nicht souveräne Ignorierung der bisherigen geistigen Arbeit vor; im Gegenteil, gerade

ihre genaue Würdigung macht diesen neuen, epochemachenden Schritt möglich und gibt ihm die erforderliche wissenschaftliche Sanktion.

Unsere dritte Forderung geht also dahin, daß geniale Ausblicke in noch unbebautes Neuland, sowie grundstürzende Neuorientierungen der Forschungsrichtung sich in gründlicher Auseinandersetzung mit dem bisher Anerkannten legitimieren und in sorgfältiger Kleinarbeit bewähren müssen. Die kritische Haltung, die den Forscher auszeichnen soll, richte sich in erster und letzter Linie gegen seine eigenen Aufstellungen! Er lege ihnen nie mehr Sachbedeutung bei, als sie vor dem Forum unbestechlicher Prüfung beanspruchen dürfen! Dann wird auch das Grundstürzende keineswegs verwirrend wirken!

Aus den so formulierten Normen lassen sich die Kriterien wissenschaftlich einwandfreier Deutungen unschwer von selbst entnehmen.

Intuition und Ideation als Deutungsmittel.

Bei der Bestimmung des Doppelzieles der Erkenntnis wiesen wir auf die zweifache Aufgabe hin: Herausstellung der allgemeinen Ordnungen, in die alles Wirkliche eingespannt ist, und Bestimmung der konkreten Individualität des Gegebenen. Auf beides wird sich somit die in den Dienst der Erkenntnisgewinnung gestellte Deutung zu richten haben. Wie aber gewinnen wir für unsere Deutung den Zugang zu den notwendigen Zusammenhängen, die in concreto die apriori sicher-gestellte Ordnung ausmachen, und zu den Wesenseinheiten, sozusagen zu den „Knotenpunkten“ notwendiger Zusammenhänge, die als Bestimmungsgründe konkreter Individualität zu gelten haben?

Man hat als Antwort auf diese Kernfrage auf die Intuition hingewiesen, auf eine unmittelbare geistige Schau des Notwendigen und Wesentlichen also, die uns mit einem Schlage die Fäden allgemeiner Gesetzmäßigkeit aufdecke und zugleich die eigentümliche „Verknotung“ in den individuellen Wesensgründen bloßlege.

Ohne Zweifel enthält dieser Hinweis ein bedeutsames Körnchen Wahrheit; er ist aber in der summarischen Form, in der er die grundlegende Frage der Erkenntnistheorie lösen will, zu unbestimmt und darum nicht nur unzulänglich, sondern geradezu irreführend. Wir müssen ihn deshalb genauer prüfen, um seinen berechtigten Kern zu ermitteln.

Intuitionen sind uns psychologisch bekannt als aufblitzende Erleuchtungen (Einfälle), die sei es neue Gebiete unserer geistigen Bearbeitung erschließen, sei es bereits bekannte und bebaute Gebiete neuartig uns erhellen. In beiden Fällen bieten sie der Forschung oft sehr weittragende Anregungen, indem sie ihr Wege eröffnen, auf denen eine ungeahnte Bereicherung und mehr noch eine Vertiefung unseres Schatzes an Erkenntnissen zu erwarten ist. Ob in ihnen wirklich das Gesetz oder das Wesen unmittelbar erfaßt wird, mag vorerst dahingestellt bleiben, — genug, daß sie zu genauerer Ermittlung von Gesetzmäßigkeiten und Wesenszusammenhängen führen können.

Daß wir in Intuitionen darüber hinaus abschließend Gesetze und Wesenheiten erfassen, ist nicht erweislich und auch nicht wahrscheinlich, da weder Gesetzmäßigkeiten als notwendige Gleichförmigkeiten von Beziehungszusammenhängen noch auch Wesenheiten bedingter, also in ein umfassendes Beziehungsgesetz verflochtener Individuen isoliert für sich erschaubar sind. Eine Intuition der Wesenheit des unbedingten Seienden aber ist für einen bedingten Geist als solchen wegen der Unzulänglichkeit seiner natürlichen Fassungskraft unerreichbar.

Selbst wenn es aber direkte Intuitionen des innerhalb der Erfahrungswirklichkeit Grundlegenden gäbe, würden sie ohne gründliche, allseitige Bearbeitung und auch ohne Legitimierung durch den Beziehungen prüfenden und feststellenden diskursiven Verstand für unsere Erkenntnisgewinnung unverwertbar sein. Erst durch die rationale Durchdringung des intuitiv uns Dargebotenen wird es zu unserem geistigen Eigentum in einsichtig geformter Vergegenwärtigung seines Bedeutungsgehaltes.

Intuitionen allein führen deshalb auch nicht zum Verständnis des rational von uns nicht oder doch nicht ganz Auflösbaren. Wir können uns wohl damit begnügen, uns durch Einfühlung oder eine Art Schau in die Wesensmitte eines Einzeldinges hineinzusetzen; wir mögen dabei auch geistig unsere Befriedigung finden: Von einer Erkenntnis ist indes bei diesem intuitiven „Verstehen“ nicht die Rede, nicht nur, weil dieser Vergegenwärtigung die Form der Allgemeingültigkeit fehlt, sondern mehr noch, weil ihr die Einsicht in die sachlichen Grundlagen ihrer Befriedigung abgeht. Sie kann deshalb für sich allein auch keine sichere Stütze für sachgetreue Deutungen bieten.

In der von Husserl begründeten phänomenologischen Forschung wird indes der Intuition eine andersartige Aufgabe zugewiesen, die sehr wohl diskutierbar ist. Ihre besonnene Verwendung hat denn auch sehr wichtige Resultate zu Tage gefördert. Die Intuition richtet sich hier nicht auf das verwirklichte Wesen und überhaupt nicht auf die Wirklichkeitsordnung selbst, sondern auf das aus der Verwirklichung herausgeschälte, als ideale Einheit erfaßte Ganze von unlöslich zusammengehörigen Bestimmtheiten, dessen genauer zergliedernde Betrachtung uns Einsicht in Notwendigkeitszusammenhänge gewährt, die normierend auch für die entsprechenden Wirklichkeitsverhältnisse gelten müssen.

Dieses „ideierende“ Herausheben des wandellos Geltenden aus dem Flusse der veränderlichen Wirklichkeit ist in der Tat das Mittel, durch das wir uns einen Standort über der Wirklichkeitswelt erringen, von dem aus sie klarer überschaut und auch schließlich geistig bewältigt werden kann.

Zu dem „Ideieren“ muß nur unseres Erachtens noch das Idealisieren, das rein Zu-Ende-Denken des Herausgehobenen, hinzukommen, um seine Gesetzmäßigkeit wirklich allseits zur Erfassung und Würdigung zu bringen. Damit sind wir auf ein Deutungsmittel von eminenter Bedeutung gestoßen, das, von jeher, wenn auch meist

unbewußt, zur Erkenntnisgewinnung verwendet, in den sog. reinen, weil erfahrungsfreien Disziplinen seine systematische Ausgestaltung findet und dadurch zur ordnenden Bearbeitung der Wirklichkeit immer geeigneter wird.

Idealisierende Ordnungsbestimmung u. Typenbildung.

Das Ausdeuten der Wirklichkeitsordnung und ihrer Einzelglieder ist deshalb so schwierig, weil es hier auf verwickelte, undurchsichtige und stetem Wechsel unterworfenen Gegenstände und Verhältnisse stößt, deren eindeutige Bestimmung unmöglich zu sein scheint. Wir suchen uns dadurch zu helfen, daß wir das Veränderliche fixieren und das Verwickelte zerlegend auf Einfacheres und darum leichter Faßbares zurückführen.

Die Fixierung des Daseienden und im Dasein Wechselnden vollziehen wir durch Raum- und Zeitbestimmungen; die Zerlegung der verwickelten Soseinsverhältnisse gelingt uns, je mehr wir die einzelne Soseinsbestimmtheit für sich in ihrer Eigentümlichkeit und im Verhältnis zu Gleichartigem in der sie — abgesehen von ihrer Verwirklichung — beherrschenden Gesetzmäßigkeit zu würdigen in der Lage sind.

Raum-zeitliche Bestimmungen sind nur vollziehbar, wenn die Raum- und Zeitordnung als solche uns klar und durchsichtig ist. Ebenso setzt auch die abschließende Erfassung von Soseinsbestimmtheiten allseitige Orientierung in den Ordnungen der Qualitätenkreise voraus, in die sie gehören.

Zum Behufe dieser Klärung und Orientierung heben wir das räumliche Nebeneinander, das zeitliche Nacheinander sowie die einzelne Qualitätsreihe aus der verwickelten Gegebenheitswelt (Realität) heraus; wir betrachten jedes dieser herausgehobenen Momente für sich (als „ideale“ Gegenstände) und suchen uns den Gehalt des Bereiches, zu dem sie gehören, (Qualitätskreis, Raum, Zeit) in seiner rein sachlichen Anordnung — eben durch idealisierendes, möglichst allseitiges Zu-Ende-Denken der an ihm vorgefundenen Bestimmtheiten und durch ihre Zurückführung auf das Grundgesetz des Bereiches — klar zu vergegenwärtigen.

Was so vergegenwärtigt ist, wie z. B. die Gesetzmäßigkeit der Raumverhältnisse in der Geometrie, ist für uns rational durchleuchtet und darum geeignet, als Ordnungsgerüst zu dienen für die rationale Durchdringung der Wirklichkeit. Es ist zwar nicht selbst wirklich (sondern ideal, geltend), es wird aber in seinen klar erfaßten notwendigen Zusammenhängen mit Einsicht als normgebend erkannt für alles in seinen Bestimmungskreis fallende Wirkliche, und ebendeshalb kann es uns als tragfähige Stütze dienen bei unserm Versuch, die verwickelten Verhältnisse der Wirklichkeit aufklärend zu entwirren.

Es gilt nun aber, wie wir festgestellt haben, nicht nur die Wirklichkeit zu entwirren d. h. in ihr allgemeine, rational faßbare Gesetzmäßigkeiten festzustellen, sondern das Wirkliche gerade in seiner

Verwicklung, in der individuellen „Verknotung“ der verschiedenen, im Einzelding sozusagen sich durchkreuzenden Gesetzmäßigkeiten zu begreifen. Auch in dieser Hinsicht suchen wir für unser Deuten durch Abstrahieren des Gleichförmigen aus den zunächst tatsächlich festgestellten „Einzelverknotungen“ und durch idealisierendes Reinigen des Herausgehobenen von allem nicht sachlich zu ihm Gehörigen und schließlich wiederum durch „Zu-Ende-Denken“ des so Gereinigten Licht in die Verwicklung der Wirklichkeitsdinge zu bringen: Wir formen uns idealisierte Typen (Grundformen) der individuell-konkreten Wesensausprägungen. In diesen Typen suchen wir uns den Zusammenhang der „Verknotung“ im Einzelwesen durch möglichst Vereinfachung und durch Ableitung aus einer möglichst durchsichtigen Urform verständlich zu machen und zugleich durch Gruppierung des unübersehbar Vielen unter solchen Typen die zunächst verwirrende Mannigfaltigkeit der Einzelformen und Einzeldinge übersichtlicher zu gestalten. Es liegt hier im Grunde dasselbe Bemühen um rationale Durchleuchtung des Gegebenen vor, das bei der Ordnungsbestimmung uns leitete; es bleibt nur wegen der wesensgemäß zur Aufgabe gehörigen und darum nicht weiter zu vereinfachenden Kompliziertheit des Gegenstandes in dem idealisiert Herausgearbeiteten ein größerer Rest von lediglich Anzuerkennendem, insofern „Irrationalem“, bei unserer Aufklärungsarbeit zurück.

„Irrational“ wird nämlich alles genannt, was von unserer Ratio nicht durchleuchtet, nicht einsichtig aus allgemein Erkanntem abgeleitet werden kann. Da wir apriori von dem allseitigen Geordnetsein in der Gegenstandswelt überzeugt sind, kann nichts als absolut irrational, aus jeder Vernunftordnung herausfallend, angesehen werden. Es handelt sich stets um relative Irrationalität, die ebendeshalb auch unter günstigen Umständen, wenigstens schrittweise, behoben werden kann. Ein Rest dieser Irrationalität freilich, — etwas, was bloß an-erkannt, aber nicht er-kannt werden kann, — wird für uns, bedingte Geister, die wir darauf angewiesen sind, bei unseren Deutungen von außen nach innen vorzudringen, gleichwohl stets zurückbleiben.

Der undurchsichtige „Erdenrest“ des Wirklichen. (Schranken der Deutungsmöglichkeit)

Versuchen wir es nun, diesen Rest, der aller von uns unternommenen Rationalisierung trotzt, und den die Griechen als „Nicht-seiendes“ ($\mu\eta\ \delta\upsilon\nu$) aus dem Bereich des Intelligiblen überhaupt verwiesen, schärfer ins Auge zu fassen! Der Deutungsprozeß und seine Schwierigkeiten dürften uns dabei noch klarer zum Bewußtsein kommen.

Gegenstand der Erkenntnis und damit bestimmender Zielpunkt erkenntnismäßigen Deutens ist und bleibt für uns, wie hervorgehoben, die in der Erfahrung sich uns darbietende Wirklichkeitswelt. Abstrahierendes Herausheben und idealisierendes Zu-Ende-Denken sind somit stets nur die Erkenntnisgewinnung vorbereitende Prozesse

und nicht etwa diese Erkenntnisgewinnung selbst. Die durch diese Prozesse gewonnenen Einsichten in die Ordnung der herausgestellten Bereiche werden nun für die Erfassung des Wirklichen verwendet, indem man in den sog. Erfahrungswissenschaften im Lichte jener idealen Ordnungen die konkretisierte realisierte Wirklichkeitsordnung von den verschiedensten Seiten aus zu entziffern sucht. Auch die Erfahrungswissenschaften bewegen sich in Abstraktionen — unser diskursiver Verstand kann eben Erkenntnisse nur in allgemeiner Form gestalten! —, aber diese Abstraktionen unterscheiden sich von den idealisierten Gebilden der „reinen“ Wissenschaften dadurch, daß sie eben direkt auf Erfassung des Erfahrungswirklichen abzielen.

Jede Einzelwissenschaft nun erhält ihr Sondergebiet durch eine bestimmte Fragestellung zugewiesen, die innerhalb der Wirklichkeit ein einheitliches, wenigstens relativ für sich begriffliches Gebiet abgrenzen soll. Die deutende Bearbeitung des so zugewiesenen Sondergebietes strebt möglichste Geschlossenheit in Grundlegung und Durchführung ihrer Deutungen an. Das jeder Einzelwissenschaft vorschwebende Ziel ist ein eigengesetzlicher Sinnbereich von Deutungen, die auf die gestellte Frage eine runde, in den Sachverhältnissen des betr. Gebietes begründete Antwort geben. Das Endergebnis ihrer Forschung soll demnach stets ein in die Sphäre der Idealität gehobenes, einheitlich geordnetes Gebilde (ein „System“) sein, das die realen Verhältnisse unter dem durch die Fragestellung bestimmten Gesichtswinkel sachgetreu darstellt.

Sachliche Bedingtheit hindert hierbei nicht, daß jeder derartige einzelwissenschaftliche Sinnbereich den Aufbau und die Gliederung seiner Deutungen von seinem eigenen Grundgesetz bestimmt sein läßt. Daraus folgt aber, daß wesentlich von der Fragestellung und der Forschungsweise der jeweiligen Einzelwissenschaft bedingt ist, was in ihr als Urbestandteil („Element“) und, was als Verknüpfungsform dieser Bestandteile zu gelten hat. Das „Element“ einer Wissenschaft darf also nicht ohne weiteres mit dem „Element“ einer anderen und erst recht nicht mit dem für sich seienden Einzelding gleichgesetzt werden.

Keine Einzelwissenschaft ergreift somit direkt die Realität, selbst wenn sie sich mit Erfolg um ihre geistige Erfassung bemüht. Jede gibt einen abstrakten Einzelaspekt von der Wirklichkeit, und ihre begrifflichen Deutungsmittel sind derart mit dem „Stil“ ihrer Systematik verbunden, daß man ihre Feststellungen nicht ohne Umformung für die Bearbeitung anderer Wissensgebiete verwenden kann.

Je mehr nun die einzelwissenschaftliche Forschung sich fortschreitend differenziert, je mehr also eine Frage in Unterfragen, die eine besondere, ihnen angepaßte Bearbeitung heischen, zerfällt, um so mehr rückt die abschließende allseitige Erfassung des Wirklichen in die Ferne; das Wirkliche entschlüpft sozusagen unserem gedanklichen Zugriff, indem es uns immer neue Rätsel aufgibt.

Um nun bei dieser Jagd nach endgültigem Begreifen des Wirklichen nicht ins Uferlose sich zu verlieren, ist es notwendig, daß von

einem die einzelwissenschaftlichen Gesichtspunkte überragenden Standpunkte aus die alle Sonderungen übersteigenden Bestimmtheiten des Wirklichen festgelegt, die Grundgesetze des Daseins wie des Seins überhaupt ermittelt und damit eine Basis geschaffen wird, auf der die verschiedenen Aspekte der Einzelwissenschaften auf einen gleichen „Nenner“ gebracht und zu einer möglichst allseitigen, einheitlichen Bestimmung des letztlich Wirklichen verarbeitet werden können. Es ist die Aufgabe der Metaphysik, die damit umrissen wird. Die gekennzeichnete Aufgabe zeigt, daß die von ihr geforderte Disziplin nicht nur wissenschaftlich diskutierbar ist, sondern sogar einer streng wissenschaftlichen Bearbeitung im Interesse der Sicherstellung des Forschens überhaupt dringend bedarf.

Die Metaphysik als Erforschung des „Seienden als Seienden und des diesem an sich Zukommenden“ ist somit in unseren Augen durchaus eine Wissenschaft und zwar die grundlegende Wissenschaft für alle Wirklichkeitserfassung. Indem sie die Grundgesetzlichkeit alles Seins und damit auch des Daseins bloßlegt, und indem sie um Festlegung der Grundformen alles Seins sich bemüht, gibt sie unserer weiteren Deutungsarbeit einen festen Rahmen, zuverlässige Richtlinien und klärende Aufschlüsse. Ihr Bestreben andererseits, von dem erhöhten Standpunkt ihrer eigenen Fragestellung aus durch kritisches Ineinarbeiten der einzelwissenschaftlichen Ergebnisse das Wirkliche so genau, wie möglich, in seinem Sosein zu bestimmen, führt uns jedenfalls der endgiltigen Ausdeutung des Wirklichkeitsrätsels so nahe, als bedingten und darum beschränkten Erkenntnissubjekten überhaupt möglich ist.

Auch ihre Ergebnisse sind und bleiben freilich ideale Gebilde und als solche nur Repraesentanten des Wirklichen, nicht dieses selbst (gegen jede Art von Begriffsrealismus!). In ihr Beziehungsnetz fangen sie zwar an Soseinsbestimmtheiten des Wirklichen recht viel ein — wegen ihres erhöhten Standortes und ihrer tieferdringenden Forschungsrichtung, weit mehr, als irgend eine Einzeldisziplin —, aber die immerhin allgemeinen Begriffs„maschen“ ihres Netzes lassen doch noch unergriffen die letzte Konkretheit der Soseinsbestimmtheiten, die Individualität des Wirklichen, hindurchschlüpfen.

Auch die Metaphysik muß somit schließlich mit bloßer Anerkennung des letztlich Konkreten sich begnügen, soweit sie auch mit ihren Bestimmungen vordringen mag. So endgiltig deshalb auch ihre grundlegenden Festlegungen des Seins und seiner Gesetzlichkeit — wenigstens dem Gehalte nach — sein mögen, so sehr bleiben doch ihre ins Konkrete vorstoßenden Begriffsbildungen wegen der Unabgeschlossenheit dieser Erfassung immer wieder ergänzungs- und auch revisionsbedürftig.

Neben der Konkretheit der Soseinsbestimmtheiten von Individualitäten als einer Schranke für unsere begriffliche Deutung, die wohl immer weiter zurückgeschoben, aber nie völlig behoben werden kann, bildet aber auch das Dasein selbst, die Tatsächlichkeit des „hier- und

jetzt“ Verwirklichtseins eine Grenze für unser Begreifen, an der von bedingten Erkenntnissubjekten nicht einmal gerüttelt werden kann.

Daß wir „da sind“, und daß vieles andere — die ganze Wirklichkeit — „da ist“, drängt sich uns so auf, daß wir es anerkennen müssen. Was aber Dasein ist, worin es besteht — übrigens der eigentliche Sinn des sog. Realitätsproblems! —, das wissen wir nicht; wir werden es in unserer Bedingtheit ebensowenig einsehen, wie ein lebenslänglich Gefangener je die ihn einschließenden Mauern von außen betrachten kann. Was wir allein tun können, ist, unter den uns gegenübertretenden Dingen (uns eingeschlossen) auch hinsichtlich ihres Daseins notwendige (Kausal-) Zusammenhänge zu ermitteln, so daß wir wenigstens einsehen, daß dieses so und jetzt dasein muß, weil jenes bestimmend vorhergegangen bzw. auch da ist.

Da überdies unser Dasein wie das Wirklichsein der Erfahrungsdinge überhaupt wenigstens so viel von seiner Eigenart uns verrät, daß es aus sich allein nicht verständlich ist, sehen wir uns veranlaßt, von ihm auf ein aus und durch sich Seiendes zu schließen, das zugleich als letztlich bestimmender Urgrund alles empirisch Daseienden erkannt wird. Als aus und durch sich seiendes Wesen ist dieser Urgrund, wenn auch nicht für unsern beschränkten Verstand, so doch grundsätzlich für einen ihm adäquaten Verstand, auch in betreff des Daseins, nicht mehr undurchdringlich rätselhaft, sondern in jeder Hinsicht völlig „durchsichtig“. Indem die Metaphysik soweit mit ihrem erkenntnismäßigen Deuten vordringt, hat sie die letzte, unserem Erkennen zugängliche Höhe erklimmt. Das „Wie“ des schöpferischen ins Dasein Setzens der Erfahrungswirklichkeit bleibt ihr freilich auch auf diesem Gipfelpunkt verschlossen.

Das Deuten unabgeschlossener Daseinsordnungen.

Das Rätsel des Daseins kompliziert sich für uns noch dadurch, daß alles Erfahrungswirkliche ein zeitliches Dasein hat, so daß es, wenigstens für unser selbst zeitbedingtes Erkennen, nach der Vergangenheit und nach der Zukunft hin noch fragmentarischer gegeben ist, als das zwar in die Gegenwart Fallende, aber uns nicht direkt und allseits Erreichbare.

Das Gesamtdasein zeitlicher Dinge liegt uns somit während ihres Bestehens nie abgeschlossen vor. Wir bauen zwar darauf, daß wegen der Gleichförmigkeit des Naturlaufs die Bedingungen, unter denen das Werden steht, zu allen Zeiten dieselben sind, und dieses Vertrauen ermöglicht es uns in der Tat, an der Hand der uns bekannten Naturgesetze von dem gegenwärtig feststellbaren Tatbestande aus mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit, der praktisch dem Wissen gleichkommt, in einem gewissen Umfange sowohl zu ermitteln, was gewesen ist, als auch im Voraus zu bestimmen, was kommen muß.

Diese Rekonstruktion des Vergangenen und Vorausbestimmung des Zukünftigen ist aber nur insoweit eindeutig, als die in dem vorliegenden Tatbestande enthaltenen Zeichen wirklich nur die gewählte

Ausdeutung zulassen, was in den seltensten Fällen zutrifft. Mit der Verwicklung der zu ermittelnden Sachlage steigert sich natürlich die Schwierigkeit, sie eindeutig zu bestimmen. Diese Bestimmung wird schließlich in eindeutiger Form überhaupt nicht durchführbar sein, wo Faktoren in Frage kommen, deren Wirksamkeit nicht in allweg von starrer Naturgesetzlichkeit abhängig ist. Schon bei dem einfachsten Lebewesen z. B. haben wir jeweils mit einer im Voraus nicht bestimmbar Vielfältigkeit der Reaktionsmöglichkeit zu rechnen, und diese Unübersichtlichkeit und Undurchsichtigkeit erreicht innerhalb der Erfahrungswirklichkeit den höchsten Grad, wo geistige Selbständigkeit, die allerdings nie Willkür, sondern einsichtige Selbstentscheidung nach idealen Normen ist, als mitbestimmender Faktor auftritt. Vergangenheit und Zukunft werden unter diesen Umständen immer weniger faßbar.

Gerade aus den genannten Gründen wird insbesondere die Menschheitsgeschichte im großen und im kleinen immer wieder in ihrem wissenschaftlichen Charakter angezweifelt — freilich nicht ganz mit Recht, sofern sich doch aus dem Nebel der Vieldeutigkeit feste Konturen abzeichnen. Immerhin muß zugestanden werden, daß die kritische Fundierung der Geschichtswissenschaft noch sehr viel zu wünschen übrig läßt.

Auf den Gebieten nun, deren Vergangenheit und Zukunft in schwer oder gar ganz undurchdringliches Dunkel gehüllt bleibt, ist ein sachlich bedingtes Deuten kaum durchführbar; um so mehr öffnet sich der Spielraum für pragmatistische oder expressionistische Deutungsversuche. In der Tat sind gerade diese im Dunkel verschwimmenden Grenzbezirke die beliebtesten Tummelplätze für solche freien Deutungen.

Auch unser Seelenleben ist ein derart unabgeschlossenes Daseinsgebiet. So groß deshalb auch die Fortschritte sein mögen, deren sich die moderne Psychologie mit Recht rühmen kann, — zu einer gerundeten, in jeder Hinsicht eindeutigen Erklärung, wie sie die Naturwissenschaften anstreben und zum Teil auch bereits bieten können, wird sie es nie bringen, sowohl wegen der rationalen Unauflösbarkeit des individuellen Wesenskernes, als auch wegen der eben besprochenen Unfertigkeit seiner Auswirkung, die als psycho-physiologisch und erst recht als geistig bestimmte viele, z. T. ungeahnte Entwicklungsmöglichkeiten in sich birgt.

Gerade deshalb wird neuerdings für die Erfassung dieses Gebietes statt des begrifflichen „Erklärens“ das letztlich auf Erleben und Einfühlen fußende „Verstehen“ empfohlen, das praktisch als Menschenkenntnis in der Tat gute Dienste leistet, theoretisch aber deshalb bedenklich bleibt, weil es sich nicht in allgemeingiltiger Form eindeutig fassen läßt, und, weil diesem einfühlenden Sich-hinein-Versetzen die Einsicht in die Notwendigkeit des erahnten Zusammenhanges fehlt, die, wie bereits bemerkt, allein eine wissenschaftlich ernst zu nehmende Rechenschaftsablage ermöglichen würde.

Das Deuten objektivierter Sinnbereiche.

Bisher hatten wir bei unseren Ausführungen vornehmlich die von unserer geistigen Einwirkung unabhängige Wirklichkeit im Auge, deren Soseins- und Daseinsordnung von uns auf den geistigen Urgrund alles Seins zurückgeführt wird. Das Deuten hatte in diesem Zusammenhang die Aufgabe, den „Sinn“ festzustellen, den Gott in die Welt hingelegt hat.

Nur leise, besonders, als wir vom „Deuten des Deutens“ als einem „Problem zweiten Grades“ sprachen, kündigte sich auch im bisherigen ein neuer Sinnbereich an, der von uns nicht nur vorgefunden, sondern in seinem Bestande wesentlich durch unser eigenes Schaffen mitbedingt ist, — ein Sinnbereich, den wir, im Unterschied von dem lediglich objektiv vorgefundenen, als „objektiviert“ — in die Wirklichkeit durch geistige Betätigung hineingesetzt — bezeichnen wollen.

Zu diesem objektivierten Sinnbereiche oder, besser ausgedrückt, zu den (auf einander nicht zurückführbaren) Sinnbereichen, die auf diese Weise objektiviert werden, gehört alles, was an ideellem Gehalt in den Produkten steckt, die der Auseinandersetzung des Menschengeistes mit der Natur ihr Dasein und ihre Beschaffenheit verdanken, alles also, was man zu den sogenannten „Kulturwerten“ zählt.

Diese Sinnbereiche nehmen ihrem Ursprung und ihrer Bedeutung nach eine eigentümliche Mittelstellung ein zwischen der zeitlosen Idealität des Geltenden und der empirisch-zeitlichen Realität des Daseienden.

Von realen Kräften erschlossen und mit Gebilden von ihrer Hand erfüllt, sind sie selbst etwas überindividuell und überzeitlich — ideell — Bestehendes, und, was besonders erstaunlich ist, sie bilden eigengesetzliche Einheiten, deren sinnvoller Zusammenhang alle Geschlechter und jeden Wandel der Zeiten überdauert, obwohl ihre Glieder verschiedenen Zeiten und unübersehbar vielen Einzelsubjekten ihr Entstehen verdanken, von denen jede Zeit und jedes Subjekt wiederum eine wenigstens relativ abgeschlossene Einheit für sich darstellen.

Jedes Geistesprodukt kann somit von verschiedenen Seiten aus betrachtet und gedeutet werden: als Wirklichkeit unter Wirklichkeiten, als Ausdruck der Gesinnung und der Absichten seines Schöpfers, als Gebilde einer bestimmten Zeit, das seine Stelle in der Ursache-Wirkung-Kette dieser Zeitlage einnimmt, dann aber als Glied des idealen Bereiches, in den es seinem Sinngehalt nach gehört, und als Etappe der Erschließung jenes Sinnbereiches durch den erstarkenden und in seinen Leistungen sich verfeinernden Menscheng Geist. Seine Realität sowie die empirischen Grundlagen seines Entstehens und Geformtwerdens sind offensichtlich in einer ganz anderen Ebene zu deuten, als wie sein idealer Bedeutungsgehalt und sein ideal-realer Stellenwert in der Geistesgeschichte der Menschheit.

Das Neuartige gegenüber dem bisher Beachteten liegt nun in der Deutungsaufgabe, den idealen Gehalt des Kulturproduktes im Rahmen des Sinnbereiches, in den es fällt, zu bestimmen und den ideal-realen, geistesgeschichtlichen Stellenwert möglichst genau zu fixieren:

beides steht gerade in der Gegenwart im Mittelpunkt des geistigen Interesses. Auf diesen Gebieten können wir darum auch heutzutage Glanzleistungen der Ausdeutung, leider auch schwerwiegende Fehlgriffe in Deutungsbestrebungen feststellen. Wegen des regen Interesses, das in der Gegenwart gerade diese Deutungen wecken, ist der Radius ihrer Wirksphäre besonders groß, ihre Fehlgriffe sind aber darum nur um so gefährlicher!

Jedes geistige Gebilde hat zunächst den „Sinn“, den sein Bildner in es hineinlegt. Darüber hinaus aber hat es den Sinn, den er intendiert, selbst wenn er ihn nicht voll begriffen hat, und dieser intendierte „Sinn“ erhebt jenes Gebilde als „Sinnbild“ zum Glied einer idealen Sinnsphäre mit eigenen, die Absichten des empirischen Bildners transzendierenden Normen und Gesetzen. Es gibt für uns so viel verschiedene Sinnsphären, als es verschieden gerichtete sinnsuchende und sinngebende Intentionen gibt. Je nach der Fülle und Beweglichkeit des intendierenden Geistes ist die Spannweite seiner Empfänglichkeit für die Mannigfaltigkeit der möglichen Sinnggebiete verschieden groß: Während ein enger, pedantisch veranlagter Geist vielleicht nur eine Sinnsphäre, die der praktischen Zweckmäßigkeit, kennt und in ihr allein sich zurechtfindet, steigt die Zahl der erschlossenen und gewürdigten Sinnbereiche mit der Verfeinerung des geistigen „Scharfsinns“ und „Tiefsinns“. Ein Geist mit einer unbegrenzten Feinheit der Auffassung und Gestaltung müßte imstande sein, eine unendliche Anzahl von unter einander verschiedenen Sinngebieten sich zu eröffnen und in sich aufzunehmen.

Wir haben somit nicht nur Unterordnungen in einer und derselben umfassenden Sinnordnung zu unterscheiden, — auch dabei könnte man bei entsprechender Feinheit der Auffassung unbegrenzt weit vordringen! —, wir haben vielmehr geradezu eine Sinnordnung von unbegrenzt vielen Dimensionen anzuerkennen, eben wegen der verschieden gerichteten, auf einander nicht zurückführbaren, also nebengeordneten Sinnsphären. Wenn wir gleichwohl soeben von einer allumfassenden Sinnordnung gesprochen haben, so berufen wir uns für diese Ueberzeugung von dem Bestehen einer alle Mannigfaltigkeit geordnet zusammenhaltenden, grundlegenden Ordnung auf den apriorischen Grundsatz von dem durchgreifenden Geordnetsein der (realen und idealen) Gegenstandswelt. Diese übergreifende Ordnung ist die Wahrheitsordnung, von der aus letztlich auch die atheoretischen Sinnbereiche beurteilt und abschließend gedeutet werden, und, da die Wahrheit — erkenntnistheoretisch — als adäquate Seinsfassung zu definieren ist, so erscheint uns die Seinsordnung als primäre Sinnsphäre, auf die alle anderen Sinnbereiche — letztlich ausgedeutet — irgendwie zurückführbar sein müssen. Nur insofern diese Zurückführung gelingt, fallen sie in den Bereich einer sachlich orientierten Deutung.

Unmittelbar wird freilich das einzelne Geistesgebilde nach seinem idealen Gehalt zunächst vom Standpunkte und im Rahmen des zugehörigen Sinnbereiches zu deuten sein. Das „Zutreffen“ der Deutung

wird sich nach der Sachkunde und der wesentlich davon abhängigen Urteilsfähigkeit des zum Deuten Berufenen richten. Diese Sachkunde setzt aber bei den atheoretischen — z. B. ethischen, aesthetischen —, Sinnbereichen noch ein besonders intimes, der jeweiligen Sinnsphäre entsprechendes seelisches Verhältnis zu den zu deutenden Gebilden voraus. (Ueber sittliche Werte kann schließlich sachgerecht nur der sittlich wertvolle Charakter, über aesthetische Werte der künstlerisch Veranlagte urteilen.) Dadurch erhält die Deutung in atheoretischen Sinnbereichen eine besondere subjektive Färbung, die der Allgemeingültigkeit ihrer Deutung nur unter der Bedingung nicht störend entgegentritt, daß es allgemeingültige Maßstäbe gibt zur Ermittlung des so aufgefaßten „Fachmannes“ und zugleich zur sachgemäßen Beurteilung seiner Deutung auf den einzelnen Gebieten. Wie weit solche Maßstäbe feststellbar sind, muß in jedem Einzelfalle besonders geprüft werden.

Etwas anders ist die Deutungsfunktion bei geistesgeschichtlichen Durchblicken und Fixierungen zu bestimmen. Hier haben wir es wiederum mit einer rein theoretischen Leistung zu tun.

Subjektive Voraussetzung für sie ist energische Reflexion über geistige Problematik und ihre Bearbeitung, umfassende Zusammenschau des räumlich und zeitlich vielleicht weit Auseinanderliegenden, sachlich aber eng Zusammengehörigen, leichte Orientierung in dem so Zusammengefaßten und kühle Abwägung der Bedeutung des Einzelnen im Rahmen der gesamten Entwicklung unserer Geistigkeit auf dem in Frage stehenden Gebiete.

Als objektive Voraussetzung für eine allgemeingültige Sicherung der sachlichen Bedingtheit dieser Deutungsbestrebungen müßte eine klare, eindeutig bestimmte Orientierungsmöglichkeit auf geistesgeschichtlichem Gebiete gefordert werden. Gerade diese fehlt aber auf diesem Gebiete zur Zeit vollkommen; und sie wird wohl auch nicht leicht zu beschaffen sein, nicht nur wegen Mangel an Tradition auf dem Gebiete geistesgeschichtlicher Forschung, sondern vor allem wegen der Beweglichkeit des Menschengestes, der immer neue Richtungen wählt, stets wechselnde Lichter aufsetzt und mit geradezu verblüffender Gewandtheit geistreiche Einfälle und ungeahnte Durchblicke kaleidoskopartig in den verschiedensten Kombinationen darbietet. Ein Hinübergleiten aus der einen Sinnsphäre in eine andere ist zudem auch nicht ausgeschlossen. Es kommt sogar häufiger vor, als man zugeben möchte.

Bei den geistesgeschichtlichen Deutungen überwiegt somit allzu stark der subjektive Faktor auf Kosten einer sachlich soliden Fundierung. Mag eine solche Fundierung grundsätzlich auch erreichbar sein — sonst fiele das Gebiet ja ganz aus dem Rahmen der Erkennbarkeit heraus! —, auf lange hinaus ist die Verwirklichung des streng wissenschaftlichen Deutungsideals auf diesem Gebiete nicht zu erhoffen. Mit um so größerer Zurückhaltung sind deshalb auch die hier sich darbietenden Deutungsversuche zu beurteilen. Sie dürfen freilich durchaus nicht als sachlich unerheblich ignoriert werden, so schwer

es zuweilen gerade wegen ihrer Subjektivität dem sachlichen Beurteiler fällt, in ihren eigentlichen Sinn einzudringen und ihren Bedeutungsgehalt voll zu würdigen. Sie könnten ja, wenn auch nicht abgeschlossene Erkenntnisse, so doch fruchtbare Anregungen enthalten, die der Wahrheitsforschung neue Ziele weisen und neue Wege erschließen!

Auf fruchtbaren Boden werden diese Anregungen allerdings nur in dem Geiste des selbständigen Denkers fallen, der, selbst weitgespannt und aufgeschlossen, zugleich besonnen und bewandert genug ist, um Weizen von Spreu zu scheiden und das wirklich Fördernde in fruchtbringende Tat zu übersetzen.

Abschließend stellen wir fest, daß diese Deutungen nur in dem Maße Wissenschaftscharakter im strengen Sinne beanspruchen können, als sie ihr sachliches Zutreffen endgültig ausweisen oder im Falle der Unmöglichkeit einer solchen Begründung wenigstens den Gewichtsgrad, den ihre Deutungen sachlich beanspruchen können, unzweideutig erkennen lassen.

Mehrdimensionalität der Wirklichkeitsordnung.

Mit der fortschreitenden Verfeinerung des Menschengesistes, mit der Zunahme der Sinnbereiche, die von ihm in eigener vielfältiger Betätigung erschlossen werden, steigert sich auch sein Anspruch, den er an die ausdeutende Bestimmung der Wirklichkeit im allgemeinen stellt: Er will nicht bloß theoretisch Auskunft erhalten über ihr Woher? Wozu? und Wie?, er will ihren sittlichen Wert ermitteln, ihre Vollkommenheit auskosten, überhaupt, sie im Lichte aller der Sinngebiete, die ihm sich eröffnet haben, betrachtend bestimmen, und all das will er dann doch wieder in eine theoretische „Weltanschauungs“formel, soweit möglich, zusammenfassen! Gerade aus dieser komplizierten Seelenverfassung des modernen Menschen erklärt sich sein Verständnis für die aus der unbewußt dichtenden, noch undifferenzierten Seele hervordringenden, sinnvollen Mythendeutungen der vorwissenschaftlichen Entwicklungsstufe der Menschheit und seine Sehnsucht nach gehalt- und lebensvollen Deutungen, die der Sinnfülle der primitiven Mythen gleichkommen.

Ist dieser Anspruch vom wissenschaftstheoretischen Standpunkte aus unbedingt abzuweisen? Auf diese Frage ist natürlich bejahend zu antworten, sofern durch diese Bestrebungen eine gewaltsame Zurückschraubung unserer Entwicklung auf längst überwundene primitive Zustände versucht werden sollte. Andererseits ist es aber wohl zu verstehen, daß mit der Zunahme der geistigen Spannweite und mit der Schärfung des geistigen Blickes sich das Streben geltend macht, allseitiger und tiefer die geheimnisvolle Ordnung der Welt zu erfassen und zu würdigen. Das Streben nach allseitiger Ausschöpfung der Gehaltfülle der Wirklichkeit ist darum auch wissenschaftlich durchaus berechtigt.

Der seines inneren Reichtums bewußt werdende Geist stellt eben immer neue Fragen an die Wirklichkeit, um sie von den verschieden-

sten Seiten her zu fassen. Sofern dabei das Wahrheitsstreben, also die unbestechliche Bemühung um lautere Sacherfassung, die Führung behält, ist mithin jene vielseitig gerichtete Wißbegierde nicht nur nicht zu verurteilen, sondern nur zu begrüßen und zu fördern.

So wie den Einzelforscher die Entdeckung in Staunen setzt, daß sich die Ordnung seines Gebietes in immer kleinere und kleinste Unterordnungen — bis ins Unabsehbare — differenziert, und wie dasselbe Staunen auch den Metaphysiker befällt, der vom umfassendsten theoretischen Standpunkte aus die Weltwirklichkeit betrachtet, so wird die Entdeckung einer Mehrdimensionalität der Wirklichkeitsordnung, die dem Menschengenossen fortschreitend gelingt, nur noch mehr die Ehrfurcht erhöhen vor der unendlichen Fülle, Tiefe und Weisheit des göttlichen Welterschöpfers, der in der Einfachheit eines Ordnungsetzenden Aktes eine solche Gliederung und Mannigfaltigkeit — bis ins Kleinste hinein vorausbestimmend — der Wirklichkeit gegeben hat.

So enthüllt sich dem Menschengenossen — im Fortschritt seiner Wahrheit suchenden Wirklichkeitsdeutung — durch die immer allseitiger gewürdigte Ordnung der Welt hindurch mit stetig zunehmender Deutlichkeit, ob auch immer „im Spiegel rätselhaft“, die lichte Majestät des göttlichen Logos, des Urquells aller Ordnung, alles Seins und aller Seinserkenntnis!

Zusammenfassung.

Unsere erkenntniskritische Studie klingt damit selbst in eine Deutung aus, die ebensowohl als Erkenntnis wie als Bekenntnis zu würdigen ist. Letzte Stellungnahmen müssen eben wesensgemäß mit ganzer Seele gewählt und festgehalten werden.

Das Vertrauen auf den alles setzenden und alles Gesetzte ordnend durchdringenden Logos gibt unserem Erkenntnisstreben, dessen Bedeutung über den Rahmen des Theoretischen hinaus Lebenswert im Vollsinn des Wortes beanspruchen kann, erst die Spannkraft, die aus uns im Ringen um allseitige Wahrheitserfassung das Letzte herausholt.

Nur so steht unsere deutende Auseinandersetzung mit der im Erleben und Erfahren gegebenen Wirklichkeit ständig unter dem Druck ernstester ethischer Verpflichtung, die alles Spielerische im Deutungsverfahren ausschaltet und allgemeingültiges, sachlich bedingtes Erfassen als Ziel des Erkenntnisstrebens uns stets vor Augen hält.

Die allseits gerundete, festbegründete Erkenntnis ist das Ziel; das Deuten steht als Vermittler des Sachlichen in seinem Dienst. Durch vorsichtig tastendes Deuten suchen wir den rechten Weg zum Ziele herauszufinden und auf dem ermittelten Weg umsichtig zur vollen Wahrheitserfassung vorzudringen. Auch die Erkenntnis ist eine Deutung, aber eben eine Deutung, die ans Ziel gelangt ist.

Unser sachlich bedingtes Deuten richtet sich auf alles Fragwürdige; auf jedem Gebiete sucht es vor allem die es beherrschende Ordnung festzustellen, um in ihrem Lichte dann auch seine konkrete Gliederung und seinen Aufbau bestimmen zu können.

Deuten ist mehr als intuitives Erfassen, so sehr blitzartig aufleuchtende Intuitionen ihm das Suchen nach der rechten Richtung erleichtern, vielleicht überhaupt erst ermöglichen.

Das Deuten ist eine Leistung diskursiver Reflexion: abstrahierend (ideierend) und idealisierend schafft es sich zunächst das Gedankengerüst, in das es seinen eigentlichen Gegenstand, die Wirklichkeit, zu eindeutig klärender Erfassung einspannen kann. Es wird dabei nicht ohne Not bewährte Bahnen verlassen. Jedenfalls wird es sich mit der vorgefundenen geistigen Tradition gründlich auseinandersetzen, um den etwa erforderlichen Schritt in das bislang Unbekannte und Ungeahnte sachlich rechtfertigen zu können. Nur so bleibt Kontinuität und Fortschritt des forschenden Deutens gesichert.

Das Arbeitsfeld, das dem wissenschaftlichen Deuten sich erschließt, ist mannigfaltig und weitgespannt, für Menschenkraft buchstäblich unerschöpflich. Die Erreichung des Zieles der endgültigen Erkenntnis, ist demnach für unser Deuten günstigstenfalls nur in steter Annäherung an das Erstrebte möglich. Aber gerade durch das Gerichtetsein auf dieses Ziel erhält die Deutung Wissenschaftscharakter.

Mit der Differenzierung des Geisteslebens erschließen sich dem Deuten immer neue Sinnbereiche. Alle aber bezieht das sachlich bedingte Deuten auf das Seinsgebiet: Das wirkliche Dasein und das in ihm sich kundgebende Sosein ist und bleibt Ausgangs- und Zielpunkt aller Erkenntnis und darum auch aller wissenschaftlich ernstzunehmenden Deutung.

Die dem forschenden Geiste immer mehr zum Bewußtsein kommende „Vieldeutigkeit“ der Wirklichkeit, seine Gliederung bis ins unübersehbare Kleine und seine Mehrdimensionalität legen nach unserer Überzeugung Zeugnis ab von der unendlichen Tiefe und Fülle des diese Ordnung allseits begründenden Gottesgeistes.

So führt de u t e n d e s E r k e n n e n unseren Geist, indem es ihm immer neue, staunenerregende Ausblicke auf die Wunder der Gegenstandswelt gewährt, zur fortschreitenden, wenn auch stets nur stammelnden

**Entzifferung des göttlichen Logos, der in der
Wirklichkeit sich offenbart.**



Druck der Ermländischen Zeitungs- und Verlagsdruckerei Braunsberg Ostpr.
(Ermländische Verlagsgesellschaft m. b. H.)

